

7 »Die Heirat gibt natürlich keine Sicherheit«: Hohe Scheidungsrate und hoffnungsvolle Versprechen

Gemäß Bundesamt für Statistik werden in der Schweiz mindestens zwei von fünf Ehen nach durchschnittlich 15 Jahren wieder geschieden (vgl. BFS 2019a). Aufgrund der hohen Scheidungsrationen in den Ländern des Globalen Nordens ist deshalb in der Presse die Rede von harten Zeiten für die romantische Liebe, die dem Ideal nach für immer währen soll. Zugleich erfreuen sich Hochzeiten großer Beliebtheit und die Summen, die für die romantisierte Inszenierung der Hochzeiten ausgegeben werden, haben sich in den letzten Jahrzehnten vervielfacht. Diese paradox anmutende Gleichzeitigkeit von hoher Scheidungsrate und aufwendigen Hochzeitsfeiern ist Ausdruck eines dem Konzept der Liebesehe inhärenten Spannungsverhältnisses.¹ Wie Caroline Arni in der historischen Betrachtung zeigt, ergibt sich aus dem Ineinandergreifen von Liebe und Ehe in der Konzeption der bürgerlichen Liebesehe ein Widerspruch zwischen dem Ideal der Dauer und dem Ideal der Qualität.² Auf der einen Seite resultiert aus der Liebesehe eine Sehnsucht nach Dauerhaftigkeit:

»Spätestens seitdem die Liebe als Ehe und die Ehe als Liebe in den Herzen und Köpfen der Menschen wohnt, gibt es eine Sehnsucht, dass die Liebesdinge zwischen zwei Menschen bleiben, wie sie waren, als ein Blick, eine Geste, ein Wort, ein Versprechen sie in die Zukunft entworfen hatten.« (Arni 2004: 317)

Diese der Ehe inhärente Sehnsucht nach der Dauerhaftigkeit der Liebe, die die Heirat in den meisten Fällen mitbegründet, prägt die Vorstellung der Ehe bis heute maßgeblich. Wie Naomi Quinn anhand einer Interviewstudie zur Geltung der Ehe in den USA konstatiert: Heiratende Paare wollen und erwarten, dass ihre Ehen dauerhaft sind [to be lasting] (vgl. Quinn 2006: 13). Dabei leite sich die kollektive Vorstellung, dass die Ehe beständig [enduring] ist, nicht aus statistischen Zahlen und Erfahrungen, sondern aus dem *Ideal der erfolgreichen Ehe* ab (vgl. Holland/Quinn 1987: 31). Diese Ehe ist der Idee nach eine Institution, »die für das ganze Leben geschaffen ist« (Picot 1929, zitiert in Arni 2004):

¹ Vgl. hierzu ausführlich Kapitel 1.1.1.

² Vgl. hierzu ausführlich Kapitel 2.1.2.

71). *And they lived happily ever after*, wie es die märchenhafte Endung verspricht und wie es mit einer romantischen Hochzeit zelebriert und gefeiert wird. Mit der Inszenierung von Hochzeiten wird also die Sehnsucht ausgedrückt, die Liebe möge dauerhaft sein und so glücklich bleiben, wie sie es im Moment der Trauung war, als die Liebenden einander Treue und Beistand für die gemeinsame eheliche Zukunft versprochen haben.

Das Ineinandergreifen von Liebe und Ehe begründet aber nicht nur die Sehnsucht nach der Dauer der Liebesehe. Auf der anderen Seite erwächst eben aus der Liebe auch die Unbeständigkeit der Ehe und das Risiko einer Scheidung. Wie Elisabeth Beck-Gernsheim treffend analysiert, lassen sich durch die im Zuge der Individualisierung gestiegenen Ansprüche an die persönliche Erfüllung in der romantischen Liebe sowohl die Heirat wie auch die Scheidung erklären (vgl. Beck-Gernsheim 1990b: 73). Denn die Scheidung stehe nicht im Widerspruch zu den Idealen der Liebe. Vielmehr könne sie als Ausdruck der hohen Ansprüche verstanden werden, die Paare heute an die emotionale Qualität und persönliche Erfüllung in einer Liebesbeziehung stellen (vgl. Beck-Gernsheim 1990a: 125; auch Strauss/Quinn 1997: 161). Insofern würde diese gesteigerte »persönliche Glücks-erwartung« (Beck-Gernsheim 1990a: 132) nicht nur die anhaltende, durch die Heirat ausgedrückte Sehnsucht nach *ewiger Liebe*, sondern auch die häufige Enttäuschung dieses romantischen Ideals begründen. Mit dem hoffnungsvollen Schritt der Heirat geht somit immer auch das Risiko einer Enttäuschung der Sehnsucht nach dauerhafter Liebe einher. Anders gesagt: Wer sich *traut*, sich *zu trauen*, riskiert zugleich, sich entgegen dem Ideal der lebenslangen Liebesehe wieder zu entzweien und dieses enttäuschende »Ende einer Ehe, die im Willen zur Dauer geschlossen worden war, sinnhaft in die persönliche Biographie« (Arni 2004: 330) einzufügen zu müssen. Dabei gilt die Liebesehe, wie Arnis Analyse zeigt, nicht erst heute, sondern aufgrund der Einsicht in die »unwägbaren« Liebesgefühle der Eheleute bereits um 1900 als »veritable Hazardspiel« und eine »riskierte Sache« (ebd.: 67). Inzwischen ist die Einsicht, dass jede Heirat mit dem Risiko einer späteren Scheidung einhergeht, zu einer Gewissheit und einem Bestandteil des kollektiven Verständnisses der Liebesehe geworden. Dies zeigt sich auch anhand des kulturellen Modells der Ehe, das Naomi Quinn in den 1980er Jahren mittels einer Interviewstudie in den USA rekonstruiert hat.³ Wie Quinn zeigen kann, ist das kulturelle Modell der Ehe weiterhin von jenem inneren Widerspruch zwischen Qualität und Dauer geprägt, den

3 Unter einem kulturellen Modell versteht Quinn ein erfahrungsbasiertes, kollektiv geteiltes Schema (vgl. Quinn 2006: 3f.), das im Sinne eines geteilten kulturellen Wissens das Nachdenken und Sprechen über etwas, in diesem Fall die Ehe, strukturiert. Dieses geteilte Wissen bedeute dabei keineswegs eine Homogenität im Nachdenken über die Ehe, denn ein kulturelles Modell werde zwar geteilt, allerdings werde es jeweils unterschiedlich geteilt. Gleichwohl zeige das Modell die neben allen Variationen tief verankerten Grundannahmen der Ehe und ermögliche es deshalb, neben dem gesellschaftlichen Wandel auch das kulturell Beständige, die Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten in den Blick zu nehmen (vgl. ebd.: 6). Das kulturelle Modell der amerikanischen Ehe rekonstruiert Quinn in den 1980er Jahren aus unzähligen Metaphern, die ihre Interviewpartner:innen im Nachdenken und Sprechen über die Ehe verwenden (vgl. Strauss/Quinn 1997: 142). Sie stellt fest, dass diese Metaphern trotz der sehr unterschiedlichen Geschichten und Positionierungen der Einzelnen in lediglich acht Kategorien fielen: »They had different theories about marriage, and different marital issues, and different styles of married life, of which they were also in different stages. Some were happier, others in distinctly less happy marriages [...]. The common set of concepts [...] that all these stories embellish is therefore all the more arresting« (ebd.: 143).

Arni (2004) anhand der Institutionalisierung der bürgerlichen Liebesehe um 1900 nachzeichnet:

»There is an *inherent contradiction* between the expectation, on the one hand, that a marriage should last and the expectation, on the other, that an unfulfilling and hence nonbeneficial marriage should be ended. [...] these contradictions are hence viewed as difficulties for the marriage [and] this *difficulty* [...] is understood to be the *marital norm* rather than the exception. [...] The *risk*, of course, is that difficulties will not be [successfully] overcome and the marriage will *fail*. This set of shared understandings, in its entirety, comprises a cultural model of marriage.« (Strauss/Quinn 1997: 161f., Herv. FW)

Das inhärente Spannungsverhältnis zwischen Dauer und Qualität ist somit bestehen geblieben. Allerdings hat sich die kollektive Abwägung der beiden Ansprüche an die Ehe im Laufe des 20. Jahrhunderts verschoben. Fiel die Abwägung zwischen Dauer und Qualität im Schweizer Eherecht von 1907 noch zugunsten der institutionellen Dauer aus, überwiegt in den 1980er Jahren der Anspruch an emotionale Qualität: Werden die Erwartungen an gegenseitige emotionale Erfüllung in der Ehe enttäuscht, dann, so sind sich Quinns Interviewpartner:innen einig, soll die Ehe beendet werden (vgl. Quinn 2006: 9). Dass diese Überzeugung heute auch in der Schweiz vorherrscht, lässt sich allein schon an den Scheidungszahlen ablesen, die sich seit 1900 verfünfacht haben.⁴ Angesichts dieser hohen Scheidungswahrscheinlichkeit, die in den letzten zwei Jahrzehnten zwischen 40 und 50 Prozent schwankt (vgl. BFS 2019e), ist die Dauerhaftigkeit einer in Liebe geschlossenen Ehe heute noch weitaus weniger selbstverständlich als früher und die Heirat in diesem Sinne ein ausgesprochenes *Hazardspiel* (vgl. Arni 2004: 67). Deshalb drängt sich die Frage auf, wie *riskant* eine Heirat wohl erst den Paaren erscheinen muss, die heute heiraten. Auch stellt sich die Frage, wie die Heiratenden ihre Heirat und insbesondere ihr Trauersprechen vor dem Hintergrund des unauflösbar Spannungsverhältnisses von Dauer und Qualität verstehen. Zunächst wird deshalb in Kapitel 7.1 gefragt, wie die hohe gesellschaftliche Scheidungsrate, die von Soziolog:innen auch als Ausdruck eines Wandels von einer Heirats- zu einer Scheidungskultur verstanden worden ist (vgl. Hackstaff 1999; Giddens 1993), von den Personen interpretiert wird, die heute heiraten. Wird die gesellschaftliche Normalisierung der Scheidung als Problem gedeutet oder vielmehr als eine notwendige Voraussetzung, um sich überhaupt noch zu trauen? Mit der Frage, wie sich die nicht unwahrscheinliche Möglichkeit einer Scheidung auf das Verständnis der eigenen Heirat auswirkt, beschäftigt sich anschließend Kapitel 7.2. Analysiert werden dafür die verschiedenen Formen von persönlichen Bekenntnissen, die heute während Trauzeremonien gemacht werden. Wie sich zeigt, ist die Scheidung zwar weitge-

4 Im Zeitraum von Arnis Untersuchung lag die zusammengefasste Scheidungsziffer in der Schweiz bei rund 6 Prozent, auf tausend Einwohner:innen kamen 0,4 Scheidungen. In absoluten Zahlen wurden Anfang des 20. Jahrhunderts jährlich rund 1520 Ehen geschieden. Demgegenüber liegt die zusammengefasste Scheidungsziffer Anfang des 21. Jahrhunderts bei über 40 Prozent. Seit 2011 liegt die rohe Scheidungsziffer zwischen 2,0 und 2,2 je tausend Einwohner:innen, was rund 17.000 Scheidungen pro Jahr bedeutet (vgl. BFS 2021a). Damit liegt die Schweiz leicht über der durchschnittlichen europäischen Scheidungsziffer, die 2015 bei 1,9 lag (vgl. bpB 2018).

hend normal geworden, allerdings soll diese gesellschaftliche Normalität der Scheidung nicht zur persönlichen Realität der heiratenden Paare werden.

7.1 Die Scheidungsrate: Wie die heute heiratenden Personen sie einschätzen

Die Vorstellung der Ehe als einer *riskierten Sache* mit ungewissem Ausgang findet sich auch in den Beschreibungen meiner Interviewpartner:innen. Wie Moritz stellvertretend für viele der frisch verheirateten Personen sagt, sei es grundsätzlich eine »Fünfzig-fünfzig Geschichte«, ob eine Ehe bis ans Lebensende Bestand hat oder aber im Laufe der Zeit geschieden wird. Indem die Scheidung als ebenso wahrscheinliches Szenario vorgestellt wird wie die lebenslange Ehe, wird an das Bild der Ehe als *Hazardspiel* angeknüpft. In diesem riskanten Glücksspiel gibt die Heirat, wie Selina betont, »natürlich keine Sicherheit«. Denn die Antwort auf die offene Frage, ob eine Ehe *erfolgreich*, das heißt dauerhaft und gegenseitig erfüllend ist oder in Form einer Scheidung *scheitert*, liegt heute allein bei den beiden verheirateten Individuen. Wie Lena sagt: Ob es »richtig scheiße kommt oder ob du es irgendwie gut hinkriegst«, kommt auf den persönlichen »Umgang miteinander« an, der in der ehelichen Beziehung gefunden wird. Auffallend an Lenas Formulierung ist die negative Darstellung der Scheidung. Entweder den Eheleuten gelingt es, ihre Ehe gut zu führen, oder die eheliche Beziehung entwickelt sich *richtig scheiße* und wird folglich geschieden. Entsprechend der *Fünfzig-fünfzig*-Logik scheint es in der Ehe nur ein Entweder-oder zu geben: Entweder sie erweist sich als glücklich, weil sie *für alle Zeiten* beständig ist, oder aber sie ist unglücklich, weil sie frühzeitig *in die Brüche* geht (vgl. Lienhard 2015). Diese gängige Gegenüberstellung von glücklichen und unglücklichen, »zerbrochenen« Ehen, die in diesem Bild mit einem Scherbenhaufen assoziiert werden, wurde bereits um 1900 kritisiert. Georg Simmel etwa wies darauf hin, dass es »ganz irrig« sei,

»wenn man die Stärke und Tiefe eines Gefühls nicht anders als durch seine ›Ewigkeit‹ meint ausdrücken zu können, oder umgekehrt aus der Begrenztheit seiner Dauer auf mangelnde Kraft und Echtheit schließt. [...] Den inneren Wert eines Gefühls von seiner Dauer abhängen zu lassen, ist vielleicht nicht richtiger, als den ästhetischen Wert einer Vase von ihrer Zerbrechlichkeit oder Dauerhaftigkeit.« (Simmel 1985: 185)

Trotz solcher Kritiken an der Bewertung der Liebe anhand ihrer Dauer prägt diese Kopplung das allgemeine Verständnis der Liebesehe bis heute. Die Qualität einer Ehe wird damit immer auch an der Dauer der sie begründenden Liebesgefühle gemessen und die Scheidung gemeinhin als Bruch mit dem Ideal der romantischen Liebe verstanden. Dabei ist wesentlich zu erinnern, dass sich die Idealisierung der dauerhaften Ehe und die entsprechend negative Geltung der Scheidung nicht nur aus den *allerpersönlichsten* Sehnsüchten der Eheleute, sondern auch aus einem *überpersönlichen* Bedürfnis nach gesellschaftlicher Stabilität und Ordnung ableitet: Die Scheidung stellt vor allem ein gesellschaftspolitisches Problem dar, weil sie das verbindliche eheliche Band zwischen den Geschlechtern trennt, das als Fundament der Familie und damit als Fundament einer star-

ken Gemeinschaft und *erfolgreichen* Gesellschaft verstanden wird (vgl. Wilkinson 2010: 48). Entsprechend war eine Scheidung im traditionellen Konzept der bürgerlichen Liebesehe höchstens als *letzter Ausweg* (vgl. Hackstaff 1999: 1) vorgesehen und bis Ende des 20. Jahrhunderts nur unter erschweren, dem Willen der Einzelnen weitgehend entzogenen Bedingungen möglich (vgl. Arni 2004). Inzwischen ist die Scheidung zwar vielerorts liberalisiert, gleichwohl wird sie mit Blick auf die einzelnen Eheleute weiterhin als Flucht vor Verantwortung, als zu wenig hartes Arbeiten an der Beziehung und als Höhergewichtung des individuellen Glücks gegenüber dem Gemeinwohl, insbesondere des Kindeswohls interpretiert (vgl. Smart 2007a: 13f.; auch Quinn 1987, 2006). Nicht zuletzt gilt eine hohe Scheidungsrate auch als Zeichen des *Zerfalls* der Institution Ehe (vgl. Coontz 2006: 1f.; Gerhard 2005: 449).

Immer wieder verantwortlich gemacht für den vermeintlichen Zerfall von Ehe und Gesellschaft wurden die Frauen bzw. deren Emanzipationsbewegungen und Individualisierungsbestrebungen. Tatsächlich belegen verschiedene empirische Studien zu unterschiedlichen historischen Phasen in Deutschland und der Schweiz, dass Scheidungen mehrheitlich von Frauen eingefordert werden (vgl. Arni 2004: 50; Habermas 2001: 308; Beck-Gernsheim 1990a: 125), was nicht zuletzt darauf verweist, dass die patriarchal verfasste Institution sich primär an den ehemännlichen Bedürfnissen orientiert hat. Den Emanzipationsbestrebungen der Frauen wurde um 1900 mit dem erschwerten Scheidungsrecht noch ein »*Bollwerk*« (Arni 2004: 37, Herv. i. O.) entgegengesetzt. Demgegenüber wird die politische und ökonomische Emanzipation der Frauen sowie die damit zunehmende Möglichkeit, sich an der emotionalen Qualität und persönlichen Erfüllung in einer Beziehung zu orientieren, inzwischen als wesentliche Kraft in diesem Transformationsprozess der bürgerlich-patriarchal verfassten Ehe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstanden. Es seien, wie Beck-Gernsheim betont, insbesondere die vermehrt eigenständigen Frauen, die »lieber die Ehe beenden, als [...] von der Glückserwartung Abstriche machen« (Beck-Gernsheim 1990a: 125). Eben diese hohen (weiblichen) Erwartungen an eine *beidseitig* erfüllte Liebe führt dazu, dass die Ehe als grundsätzlich schwieriges Unterfangen gilt: »The difficulty is in making marriage mutually beneficial, in terms of both spouses' fulfillment, so that it will last« (Quinn 2006: 13).

Das Erklärungsmuster, wonach insbesondere die ökonomische und politische Eigenständigkeit der Frauen zu einer Destabilisierung der Ehe im Sinne einer hohen Scheidungsrate führt, die Liebesehe also *zerbrechlicher* macht (vgl. Quinn 2006: 24), ist bis heute einflussreich. So findet es sich auch in den Deutungen einiger meiner Interviewpartner:innen, wenn sie darüber nachdenken, warum 40 bis 50 Prozent der Ehen geschieden werden. Zunächst bemerkt Janik, dass das »natürlich schon eine extreme Zahl« sei. Den Grund dafür, dass »das Scheiden einfacher geworden« ist, vermutet er vor allem in einer weniger großen Abhängigkeit der Eheleute voneinander. Insbesondere der Umstand, dass »die Frau früher nicht mehr arbeiten ging«, habe dazu geführt, »dass man ein bisschen abhängig gewesen ist vom anderen« und »darum ist man vielleicht auch länger zusammengeblieben« (Janik). In der heutigen Zeit, in der viele Frauen trotz Ehe und Kindern berufstätig bleiben, habe die Notwendigkeit, aus ökonomischen Gründen an einer Ehe festzuhalten, stark abgenommen. Die Ehepartner:innen seien in ihrer jeweiligen Lebensgestaltung unabhängiger voneinander und »sobald es nicht mehr passt«, erklärt Janik, »scheidet man sich halt und sucht wieder

etwas Neues«. Janik spricht in diesem Zusammenhang auch davon, dass die Paare heute »den Weg des geringsten Widerstands« gehen würden, und lässt mit dieser Formulierung vermuten, dass er die neue Unabhängigkeit der Eheleute durch den Wandel in den Geschlechterverhältnissen durchaus ambivalent wahrnimmt. Aus seiner Sicht geht mit der zunehmenden Unabhängigkeit (der Frauen) auch eine zunehmende Unverbindlichkeit von ehelichen Beziehungen einher. Statt sich um den Erhalt der Ehe zu bemühen, ließen sich die Eheleute lieber scheiden, was Janik als den *Weg des geringsten Widerstands* bezeichnet und implizit problematisiert. Demgegenüber deutet Elias den vermutlichen Zusammenhang zwischen der gestiegenen Unabhängigkeit der Frauen und der gestiegenen Scheidungsrate als positive Entwicklung hin zu mehr persönlicher Freiheit:

»Also grundsätzlich habe ich nicht das Gefühl, dass die Beziehungen heute schlechter sind wie früher [...], sondern dass es viel hält mit den gesellschaftlichen Normen und den Möglichkeiten zu tun hat. Also heute kann man sich scheiden lassen, ohne dass einen jemand blöd anschaut. Und auch sonst hat es nicht mehr die wirtschaftlichen Konsequenzen, vor allem für Frauen. Früher sind die unglücklichen Pärchen halt zusammengeblieben und heute bleiben sie nicht mehr zusammen. Von daher ist es eine positive Entwicklung.« (Elias)

Für Elias ist die hohe Scheidungsrate kein Ausdruck einer zunehmenden Unverbindlichkeit innerhalb der Paarbeziehungen. Der Unterschied liege in den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die die Paare früher zwangen, trotz ihres Unglücks dauerhaft zusammenzubleiben und es heute ermöglichen, auseinanderzugehen, wenn die Beziehung nicht mehr glücklich ist. Somit teilen Elias und Janik zwar die Vorstellung, dass insbesondere die ökonomische Eigenständigkeit und damit vermehrte Unabhängigkeit der Ehefrau von ihrem Ehemann zu dem Anstieg der Scheidungsrate beigetragen hat. Ihre Deutungen dieser Entwicklung sind aber verschieden: Für Elias hat ein gesellschaftlicher Prozess der Entstigmatisierung stattgefunden, aufgrund dessen Ehepaare, die mit der Qualität ihrer Ehe nicht mehr zufrieden sind, sich scheiden lassen können, ohne negative Konsequenzen fürchten zu müssen. Er versteht den Fokus auf die Qualität der Beziehung als Freiheitsgewinn für das Individuum, das nicht aufgrund gesellschaftlicher Zwänge in einer unglücklichen Ehe ausharren muss. Janik interpretiert diesen Prozess hingegen als Ausdruck einer zunehmenden Unverbindlichkeit, die das Ideal der Dauerhaftigkeit der Ehe auf extreme Art und Weise in Frage stellt. Er hat vor allem die gesellschaftliche Situation der Ehe und die damit verbundene traditionelle Gesellschafts- und Familienordnung im Blick, die er durch eine abnehmende Komplementarität und Abhängigkeit der Geschlechter voneinander bedroht sieht.

Diese beiden gegensätzlichen Interpretationslogiken entlang der Ideale der Dauer bzw. der Qualität verweisen auf die zwei Schlüsselbegriffe Liebe und Commitment, die dem kulturellen Modell der amerikanischen Ehe zugrunde liegen. Indem die Liebe zum einzigen legitimen Grund für eine Heirat geworden ist (vgl. Quinn 2006: 20; auch Bethmann 2013), geht mit der Heirat wie oben ausgeführt sowohl ein Anspruch an Dauer wie auch an persönliche Erfüllung einher (vgl. Quinn 2006: 9). Damit die Ehe für beide erfüllend und folglich dauerhaft ist, muss – so die amerikanische Vorstellung in den

1980er Jahren – an der ehelichen Beziehung und an einem guten Umgang miteinander gearbeitet werden. Wie Quinn einen der interviewten Ehemänner zitiert: »it wasn't all love and sex, [...] there was some work to be done« (ebd.: 15). Während die Liebe die Motivation für den Schritt der Heirat und die hohen emotionalen Erwartungen an Dauer und Erfüllung in der Ehe erkläre, bedeutet das persönliche Commitment, das mit der Heirat gemacht wird, die Bereitschaft, sich anzustrengen, um die schwierige Aufgabe zu bewältigen, die Ehe dauerhaft erfüllend zu gestalten. Das Commitment, das sowohl mit Hingabe und Engagement, aber auch mit Verpflichtung, Sichfestlegen oder Verbindlichkeit übersetzt werden kann⁵, ist der zweite Schlüsselbegriff im kulturellen Modell der Ehe und stellt den ergänzenden Gegenpart zum ersten Schlüsselbegriff der Liebe dar, die ähnlich wie um 1900 weiterhin als »unpredictable and often erratic« (ebd.: 21) vorgestellt wird. Dabei wird eine verbindliche »personal dedication« als umso wesentlicher erachtet, seit sich die institutionellen und ökonomischen Zwänge zur dauerhaften Hingabe an die eheliche Gemeinschaft im Sinne eines »constraint commitment« (ebd.) zunehmend aufgeweicht haben. Während das persönliche Commitment im kulturellen Modell der amerikanischen Ehe als Möglichkeit vorgeschlagen wird, wie Paare der *Fünfzig-fünfzig-Geschichte* der Ehe erfolgreich begegnen können, wägen die frisch verheirateten Personen in meiner Studie die beiden Schlüsselbegriffe der Liebe und des persönlichen Commitments unterschiedlich gegeneinander ab und kommen entsprechend zu unterschiedlichen Interpretationen der hohen Scheidungsrate.

7.1.1 Orientierung an der Dauer: Eine Ehe ist nur glücklich, wenn sie dauerhaft ist

Für einen Teil der Interviewten hat das dauerhafte Commitment, das traditionell mit der Heirat gemacht wird, nach wie vor eine hohe Verbindlichkeit und einen großen Wert. Aufgrund dieser Einstellung erscheint ihnen die hohe Scheidungsrate als problematischer Ausdruck einer allgemein fehlenden Bereitschaft, in der Ehe weiterhin ein verbindliches Commitment zu sehen. So interpretiert etwa Sarah die hohen Scheidungszahlen wie folgt:

»Dass so viele auseinander gehen, denke ich, ist einfach die gesellschaftliche Möglichkeit, dass man sich nicht gleich selbst völlig ins Offside schießt und dass vielleicht auch [...] wie eine moralische ethische Grundlage fehlt zum nochmal ein bisschen einen Effort zu leisten, um zusammenzubleiben. Das denke ich sind so Gründe und wenn die Gesellschaft die Möglichkeit bietet, dann wird sie genutzt.« (Sarah)

Das Bemühen, als Ehepaar zusammenzubleiben, versteht Sarah nicht als eine Aufgabe im Interesse der öffentlichen Ordnung, denn diese bietet durch die weitgehende Entstigmatisierung der Scheidung auch die Möglichkeit, keine Anstrengung mehr für eine dauerhafte Ehe leisten zu müssen. Vielmehr wäre das Bemühen notwendig für das

⁵ Ich benutze im Folgenden den englischen Begriff, weil mir diese Mehrdeutigkeit des Commitments der Hochzeit wichtig erscheint und weil der Begriff auch von meinen Interviewpartner:innen verwendet wird.

Festhalten an dem persönlichen Commitment für die Beziehung und der mit der Heirat versprochenen Verbindlichkeit. Diese persönliche Motivation, durch eigenes Bemühen in der Beziehung zu bleiben, statt die gesellschaftliche Möglichkeit der Scheidung zu nutzen, vermutet Sarah als oft nicht vorhanden. Danijela fasst diese auch aus ihrer Sicht fehlende Grundlage, am persönlichen Commitment der Ehe festzuhalten und an der Qualität der Beziehung zu arbeiten, mit dem Begriff des Leichtsinns: »Man merke einfach«, dass man aufgrund des allgemeinen »Lebenswandels der Gesellschaft [...] auch mit der Liebe leichtsinniger umgeht als früher« (Danijela). Diesen *leichtsinnigen* Umgang mit der Liebe und folglich auch mit der Ehe beschreibt Danijela ebenfalls als mangelnde Bereitschaft zur Anstrengung und zudem als Unwillen zum Verzicht zugunsten der dauerhaften Stabilität von Ehe und Familie:

»Man will auf nichts mehr verzichten. Früher hat man wahrscheinlich den Kindern zu liebe oder dem Partner zuliebe gefunden, ich setze jetzt meine Bedürfnisse in den Hintergrund und verzichte, aber dafür kann ich sagen, ich bin mit meinem Mann oder mit meiner Frau zusammen. Und heutzutage gibt man wahrscheinlich auch zu schnell auf, weil man weiß, ›ich bin nicht die einzige, ich bin nicht die erste und es gibt noch irgendwie x tausend andere, die geschieden sind und ich werde schon jemand neues finden.‹« (Danijela)

Anstatt wie früher die eigenen Bedürfnisse auch mal in den Hintergrund zu stellen und dafür die Einheit der Familie zu erhalten, würden die Einzelnen die Ehe heute primär von ihren individuellen Gefühlen und Bedürfnissen abhängig machen. Auch würde das Commitment zu leichtsinnig und vorschnell aufgegeben, weil es, gerade aufgrund der hohen Scheidungsrate, immer die Möglichkeit gäbe, eine neue Beziehung zu finden. Diesen gesellschaftlichen Wandel von traditionellen Familienwerten hin zu einem ausgeprägten Individualismus und damit zu der fehlenden Bereitschaft zur Verbindlichkeit, zum Verzicht und zum Bemühen für die eheliche Gemeinschaft setzt Felix in eine Analogie zu heutigen Verabredungen, die Ausdruck der gesamtgesellschaftlichen Tendenz zur Unverbindlichkeit seien:

»Es sind gewisse traditionelle Werte, die hier etwas verloren gehen. Es ist auch ein Abbild der Gesellschaft. Ich meine, man kann ja auch nicht mehr sagen, ›wir treffen uns um neun auf dem Marktplatz‹. Sondern es heißt, ›ja wir schreiben dann noch‹. Die Leute können sich einfach nicht mehr festlegen, weil immer noch etwas Besseres kommen könnte.« (Felix)

Mit diesem Zeitgeist der Unverbindlichkeit gehe ein Verlust traditioneller Werte einher. Ebenso wie eine Verabredung bedeute auch eine Eheschließung keine verbindliche Festlegung mehr. Die Logik sei eher: »Man macht es jetzt mal, aber es ist eigentlich kein Problem mehr zum Auseinandergehen« (Felix). In der aktuellen gesellschaftlichen Situation, in der den Einzelnen suggeriert wird, dass aufgrund der unzähligen Möglichkeiten jederzeit *etwas Besseres kommen könnte*, also auch eine bessere Ehe, sei es »mittlerweile eher normal, dass man sich scheiden lässt, als dass man [einst, FW] die silberne Hoch-

zeit feiert«, wie Daniela die pessimistische Bewertung des gesellschaftlichen Wandels auf den Punkt bringt.

Aufschlussreich an dieser Interpretation der hohen Scheidungszahlen ist, dass sie sich nur auf den Anspruch der Dauer der Liebesehe konzentriert. Diese auf *extreme* Art ungewiss gewordene Dauer der Ehe wird als Ausdruck eines fehlenden Willens der einzelnen Eheleute gedeutet, am persönlichen Commitment der Ehe festzuhalten und sich dafür anzustrengen. Nicht thematisiert wird, dass die Probleme einer Ehe trotz aller Bemühungen unüberwindbar bleiben können, dass also eine Ehe auch *scheitern* kann, obwohl beide Ehepartner:innen willens waren, an der Beziehung und der Vereinbarkeit ihrer unterschiedlichen Bedürfnisse zu arbeiten. Indem in den Betrachtungen dieser frisch verheirateten Personen der Fokus allein auf dem mangelnden Commitment und der nicht erfüllten Dauer der Ehe liegt, geraten die *Unwägbarkeiten* der Liebesgefühle und der Anspruch der Einzelnen an eine emotionale Erfüllung in der Ehe, also die Qualität der ehelichen Beziehung, aus dem Blick. Ihre Interpretationen der Scheidung werden von dem Ideal dominiert, *dass die Ehe nur glücklich ist, wenn sie dauerhaft ist*.

7.1.2 Orientierung an der Qualität: Die Ehe ist nur dauerhaft, wenn sie glücklich ist

Während in der ersten Deutungsweise das Glück der Ehe von ihrer Dauer abhängt, dreht sich die Kausalität von Glück und Dauer in der zweiten Deutungsweise um. In dieser dominiert die Vorstellung, *dass eine Ehe nur dauerhaft ist, wenn sie glücklich ist*. Hier ist die Dauer nicht der Maßstab, sondern vielmehr das Resultat, das abhängig ist vom emotionalen Liebesglück der ehelichen Beziehung. Aus dieser Perspektive gibt die hohe Scheidungsrate denn auch nicht Anlass zu pessimistischen Gesellschaftsbetrachtungen. Vielmehr wird die Scheidung als wichtige Entwicklung im Sinne der Möglichkeit zur Befreiung aus einer unglücklichen Ehe verstanden. Diese Interpretation legt den Fokus auf die persönliche Erfüllung in der Liebe und nimmt damit die emotionale Qualität anstelle der Dauer als Maßstab für das Glück einer Ehe. Dass es legitim und verständlich sei, eine Ehe zu scheiden, macht Andrea deutlich, wenn sie lachend bemerkt, dass die »Verführungen in unserer heutigen Gesellschaft« unter Umständen »halt irgendwie stärker« sein können als die persönliche Bereitschaft, an der bestehenden Beziehung festzuhalten und auf diese *Verführung* zu verzichten. Wird dies von den einen mit Blick auf das der Ehe inhärente Versprechen von Dauer problematisiert und als leichtsinniger, egoistischer Umgang mit den traditionellen Idealen von Ehe und Familie kritisiert, meint Andrea schlichtweg: »Man ist sich halt schon immer noch selbst am nächsten.« Demnach ist es nicht nur verständlich, sondern auch folgerichtig, wenn die Eheleute sich selbst ins Zentrum stellen und das Bedürfnis nach persönlicher Erfüllung nicht für die Dauer der ehelichen Beziehung aufgeben. Dominant ist hier das Ideal der erfüllenden Ehe, die im Falle fehlender gegenseitiger Erfüllung eben nicht von Dauer sein sollte, wie schon Quinn (2006) für das kulturelle Modell der amerikanischen Ehe herausgearbeitet hat. Entsprechend dem Ideal der persönlichen Erfüllung in der Ehe ist eine Scheidung für Moritz denn auch eine logische Konsequenz, wenn sich die Charaktere auseinanderentwickeln oder einer Person eine neue Liebe begegnen sollte:

»Natürlich würde mich das verletzen. Aber ich finde es auch natürlich, dass einem Menschen begegnen oder Dinge passieren und der Partner sich verändert, wo man merkt, man kann das nicht mehr mittragen. Ich denk, das ist vollkommen normal [...]. Ich find das völlig in Ordnung. Ich wünsch mir das nicht, aber ich kann verstehen, wenn das passiert, und ich denke, man wäre irre, wenn man glaubt, man würde die Leute mit der Hochzeit an sich binden und jetzt sind die an mir festgekettet, also da wäre ich sehr naiv, wenn ich das glauben würde.« (Moritz)

Für Moritz ist die Vorstellung einer Ehe als eine feste Bindung, die er ironisch gar als *Festketten* zuspitzt, eine naive Illusion. Aus seiner Perspektive ist die Dauer einer Ehe weniger eine Frage des Commitments als vielmehr eine Frage des jeder Ehe inhärenten Risikos: Nicht nur könnten jederzeit andere Menschen auftauchen, es besteht auch die Möglichkeit, dass die Charaktere der Ehepartner:innen aufgrund sonstiger Veränderungen nicht mehr zusammenpassen. Insofern bedarf es für die Aufrechterhaltung des Commitments der Ehe nicht nur der gemeinsamen Arbeit an der Beziehung, sondern auch der Kompatibilität der Charaktere und der verschiedenen Bedürfnisse.

Das Risiko jeder Ehe resultiert also daraus, dass es für deren Gelingen eines Wollens (im Sinne der Bereitschaft, eine Anstrengung zu leisten) *und* zugleich eines Könnens (im Sinne einer grundsätzlichen Vereinbarkeit der Charaktere) bedarf. Die realistische Möglichkeit, dass eine Ehe trotz aller Bemühungen bzw. trotz des Willens zur Verbindlichkeit der Einzelnen scheitern kann, macht sie zu einer *riskierten Sache* und die Scheidung zu einem realistischen Szenario. Zugleich wird in Moritz' Darstellung deutlich, dass es die persönliche Hoffnung verletzen und enttäuschen würde, würde die Ehe geschieden. Insofern wäre es zwar *naiv*, von einer sicheren Verbindlichkeit auszugehen. Das bedeutet aber nicht, dass er mit der Heirat nicht die Hoffnung auf eine dauerhaft glückliche, sprich erfüllende Verbindung hegen würde. Kommt es entgegen dieser Hoffnung dennoch zu einer *Entzweigung*, dann ist das persönlich enttäuschend, aber für Moritz kein Zeichen für einen gesellschaftlichen Werteverlust. Vielmehr gehört eine Scheidung für ihn zur Ordnung des Heiratens dazu, wenn er sagt, dass er Scheidungen *völlig in Ordnung* findet. Dass die Scheidung darüber hinaus sogar ein Glück sein könnte, weil sie es ermöglicht, eine unbefriedigende Ehe für die eigene Erfüllung zu beenden, bringt Deborah zum Ausdruck. Wie Moritz betont auch sie, dass heute oft falsche Erwartungen mit der Eheschließung verknüpft seien:

»Man heiratet, wenn man 25, 30, 35 ist, und man ist ja dann eigentlich erst am Anfang vom Leben und die Wege können sich so unterschiedlich entwickeln [...]. Schlussendlich solltest du am Morgen aufstehen und glücklich sein [...] und das Leben ist so schnell, so vergänglich und mit so vielen Einflüssen, wo ich das Gefühl habe, man kann nicht die Erwartung haben, wenn man mit zwanzig zusammenkommt, dass man mit hundert immer noch zusammen ist.« (Deborah)

In dieser Darstellung von Deborah werden mehrere Dinge deutlich: Zunächst betont sie den Anspruch, als Individuum glücklich zu sein, und weist zugleich darauf hin, dass sich das, was eine:n persönlich glücklich macht, im Verlauf der immer länger werdenden Leben und damit auch Ehen veränderbar ist. Aufgrund der eigenen Veränderungsprozesse

und der unzähligen Einflüsse in einer schnelllebigen Zeit ist es alles andere als selbstverständlich, dass sich zwei Wege in eine ähnliche Richtung entwickeln. Entsprechend sei es falsch, eine lebenslange Dauer der Ehe zu erwarten; einzig Wünsche und Hoffnungen können geäußert werden. Zentral für die Dauerhaftigkeit ist, wie Deborah im Weiteren deutlich macht, welche Ansprüche eine Person an die Qualität ihrer ehelichen Beziehung stellt. Wie wird etwa mit dem persönlichen Bedürfnis nach sexueller Erfüllung umgegangen, wenn ein Ehepaar, wie Deborah als Beispiel anführt, »blöd gesagt keinen Sex mehr« hat? Ist die Beziehung dann »nicht mehr gut oder kann man das akzeptieren?« Was Deborah hier anspricht, ist die grundlegende Frage, »was jemand für Prioritäten oder für Ansprüche an eine Beziehung stellt«. Ist es die Form und der Bestand der Ehe, das dauerhafte und verbindliche Zusammenbleiben, denen – auch zum Preis des Verzichts auf persönliche Bedürfnisse – Priorität gegeben wird? Oder sind es die eigenen Bedürfnisse nach emotionaler Erfüllung im ehelichen Zusammenleben, die auch dazu führen können, dass eine Ehe geschieden wird, wenn die Qualität der Beziehung nicht mehr stimmt? Für Deborah ist ihre Antwort auf dieses Spannungsverhältnis klar: »Ich bin einfach ganz klar der Meinung, ich bleibe nicht mit jemandem zusammen, wenn es für mich nicht mehr stimmt, weil für das ist das Leben nicht da.« Damit vertritt Deborah eine konträre Position zu ihrer Partnerin Danijela, die den Unwillen zum Verzicht auf eigene Bedürfnisse als *leichtsinnigen* Umgang mit der Liebe interpretiert. Für Deborah kommt aber ein solcher Verzicht zugunsten der Dauer der Gemeinschaft nicht in Frage. Im Vordergrund stehen für sie die persönlichen Bedürfnisse, und wenn diese in der Beziehung nicht erfüllt werden können, dann gibt es keinen überindividuellen oder moralischen Grund, weiter an dieser Ehe festzuhalten.⁶

7.1.3 Ein geteilter Wunsch: Die Scheidung soll nicht zur persönlichen Realität werden

Unabhängig von der jeweiligen Interpretation der Scheidung wünscht sich keine der interviewten Personen eine Scheidung für die eigene Ehe. Auch wenn man heute weder das erste noch das letzte Paar wäre, das sich *entzweit*, und man durch eine Scheidung auch nicht mehr in ein gesellschaftliches Abseits gerät, so wäre es auf der persönlichen Ebene der Paarbeziehung dennoch eine Enttäuschung und Verletzung des mit der Heirat einhergehenden hoffnungsvollen Wunsches, zu den »50 Prozent zu gehören, die zusammenbleiben«, wie es Kathi stellvertretend für viele formuliert. Insofern haben wir es mit einer gesellschaftlichen Situation zu tun, in der die hohe Zahl geschiedener Paare zwar zu einer Normalität geworden ist, allerdings zu einer, zu der die frisch verheirateten Paare nicht irgendwann dazugehören wollen. Anders gesagt: Die Scheidung ist zwar zu einer gesellschaftlichen Normalität, nicht aber zu einer Norm geworden. Vielmehr bleibt die dauerhafte Ehe das normative Ideal, trotz Normalisierung der Scheidung.⁷

6 Inwiefern sich diese unterschiedlichen Deutungsweisen der Scheidung *innerhalb* einer Paarbeziehung verunsichernd auf das *allerpersönlichste* Verständnis der Heirat eines Paares auswirken können, wird in Kapitel 7.2 thematisiert.

7 Ich beziehe mich hier auf Foucaults Unterscheidung von Normation und Normalisierung, die er in seinen Überlegungen zur gouvernementalen Verwaltung der Bevölkerung vornimmt (vgl. Foucault 2004a: 90f.). Bei der Normation fungiert die Norm im Sinne eines Ideals oder vorgängig de-

Dementsprechend wohnt in den Herzen der Heiratenden weiterhin die Sehnsucht, dass die Liebesdinge so bleiben, wie sie zu Beginn der Heirat hoffnungsvoll entworfen wurden. Auf den Punkt bringt das Sarah, wenn sie sagt: »Natürlich, wenn man heiratet, hat jeder die Illusion, er gehört zu den anderen 50 Prozent, die dann eben fürs Leben zusammenbleiben.« Dabei unterscheiden sich die Heiratenden gleichwohl darin, welche Hoffnungen und Sehnsüchte sie angesichts des Wissens um die Fragilität der Ehe dennoch formulieren. Exemplarisch zeigt sich dies an Lenas scherhafter Darstellung ihrer paarintern unterschiedlichen Umgangsweisen:

»Ich bin dann ja eher immer so, dass ich sag, ›Oh, ich will immer mit dir zusammenbleiben‹. Und Lukas ist immer so der Realist ((lacht)) so: ›Also jetzt ist gut, aber ich mein, es schützt ja nichts, gell? Man weiß nie, was im Leben kommt, man kann ja auch vom Traktor überfahren werden, who knows‹. Ich bin dann so: ›Ooohhhh‹.« (Lena)

Obwohl Lena selbst sagt, dass es durch die Heirat nicht mehr Sicherheit für die Beziehung gibt, drückt sie die Sehnsucht aus, immer mit Lukas zusammenbleiben zu wollen. Ihre auf die Zukunft gerichtete Sehnsucht trifft auf die *realistische* Sichtweise von Lukas, die sich ausschließlich auf die Gegenwart bezieht und gegenüber der Zukunft offenbleibt. Da es auch die sehr unwahrscheinliche Möglichkeit gibt, vom Traktor überfahren zu werden, gibt es immer auch die Möglichkeit, dass die eheliche Beziehung in Zukunft nicht mehr *gut* ist und man deswegen nicht mehr zusammenbleiben will.

Diese Spannung zwischen dem Wunsch, sagen zu können, ich will für immer mit dir zusammenbleiben, und der Einsicht, dass man realistisch sein muss und deswegen höchstens sagen kann, ich wünsche mir jetzt für immer mit dir zusammenbleiben zu können, kennzeichnet die Positionierung vieler Heiratender. Sie müssen realistisch sein und die gesellschaftliche Realität zur Kenntnis nehmen. Gleichzeitig gibt es den hoffnungsvollen Wunsch, zu den Paaren zu gehören, die bis ans Lebensende glücklich zusammenleben, und eben dieser Wunsch wird im Moment der Heirat ausgedrückt. Andrea formuliert diese Gleichzeitigkeit von Ungewissheit und Hoffnung prägnant:

»Ich würde nie sagen, ›bis dass der Tod uns scheidet‹. Es kann so viel in unserem Leben passieren. Aber ich wünsche mir und ich hoffe auch, dass wir dann immer noch

finierten Richtwerts: »mit Bezug auf diese gesetzte Norm werden die Bestimmung und die Kennzeichnung des Normalen und des Anormalen möglich« (ebd.: 90). Hier ist die Norm die dauerhafte Ehe, die als Ideal gesetzt ist, und die Scheidung die unerwünschte Abweichung, die die ideale Ordnung bedroht und entsprechend sanktioniert oder die gesetzlich erschwert wird (vgl. Kapitel 2.1.2). Bei der Normalisierung hingegen ergibt sich die Norm aus statistischen Wahrscheinlichkeiten: »Das Normale kommt als erstes, und die Norm leitet sich daraus ab, oder die Norm setzt sich ausgehend von dieser Untersuchung der Normalitäten fest« (ebd.: 98). Hier erscheint die Scheidung als fast ebenso häufige statistische Wahrscheinlichkeit wie die dauerhafte Ehe. Ausgehend von diesen beiden Normalitäten werden Aufteilungen des Normalen vorgenommen und diese Aufteilungen dienen dann als Norm, indem die eine Normalität (die dauerhafte Ehe) »für normaler [...] jedenfalls für günstiger [...] gehalten« wird als die anderen Normalitäten (die Scheidung). Insofern bleibt die dauerhafte Ehe weiterhin die Norm im Sinne eines Ideals, trotz Normalisierung und rechtlicher Liberalisierung der Scheidung (vgl. auch Quinn 2006).

zusammen sind [...]. Eine Garantie hast du halt nie. Aber es ist ja schon mal gut, dass man sagt, man möchte, oder?« (Andrea)

Gerade aufgrund dieser fehlenden Sicherheit und des beträchtlichen Risikos einer Enttäuschung der mit der Heirat ausgedrückten Hoffnung erscheint der Schritt der Heirat nicht mehr selbstverständlich. Vielmehr sei es bemerkenswert, wenn zwei Menschen sich trauen (lassen) und mit der Heirat die Bereitschaft ausdrücken, ein Leben lang zusammenzubleiben. So versteht Richard die Heirat auch als »etwas Mutiges«. Was nach diesem mutigen Schritt komme, »das schauen wir dann«, was aber nicht heiße, wie er lachend fortfährt, »dass wir uns morgen scheiden werden«. Im Gegenteil, das sei »überhaupt nicht angedacht« (Richard).

So unterschiedlich die frisch verheirateten Paare die Scheidung und deren hohe Wahrscheinlichkeit auch interpretieren, so sehr eint sie die Hoffnung, dass die gesellschaftliche Normalität der Scheidung nicht zu einer persönlichen Realität wird. Anders ausgedrückt: Wer heute heiratet, hofft weiterhin, die ebenso *riskante* wie *schwierige* Aufgabe der Ehe *erfolgreich* zu meistern und zu den *glücklichen* Liebespaaren zu gehören, die *fürs Leben zusammenbleiben*. Wie diese persönliche Hoffnung auf lebenslange Liebe im Moment der Heirat konkret formuliert wird, variiert, abhängig von den unterschiedlichen subjektiven Gewichtungen von Dauer und Qualität der Ehe und den entsprechend unterschiedlichen Deutungen der Scheidung, wiederum stark. Dabei muss sich jede Person – im Wissen um die gesellschaftliche Normalität der Scheidung – gegenüber dem Risiko des Scheiterns einer Ehe positionieren⁸ und für sich klären, mit welchen Erwartungen sie sich auf das *Hazardspiel* der Ehe einlässt. Diese unterschiedlichen Erwartungen und damit Bedeutungen, die die Einzelnen dem Schritt der Heirat beimessen, spiegeln sich schließlich in den unterschiedlichen Formen von persönlichen Bekenntnissen wider, die von den Einzelnen im Rahmen der Trauzeremonien gemacht werden und im folgenden Kapitel rekonstruiert werden, um die heutige Bedeutungsvielfalt des Heiratens aufzuzeigen.

7.2 Ein Versprechen von ewiger Liebe?: Wie die Brautleute die Heirat verstehen

Wer in der Schweiz heiraten will, muss in einem standardisierten rechtlichen Verfahren auf dem Zivilstandamt die Ehe eingehen bzw. die Partnerschaft eintragen lassen. Diese zivilrechtlichen Trauungen/Partnerschaftsbeurkundungen werden von institutionaler Seite als besondere, emotionale Momente für das Hochzeitspaar bezeichnet und

8 Dabei gibt es durchaus auch die Strategie, sich bewusst *keine* Gedanken zu diesem Risiko der Heirat zu machen und sich, auf das nicht unwahrscheinliche Szenario einer Scheidung angesprochen, explizit davon abzugrenzen. Anschaulich wird dies an folgender Antwort von Guy: »Die Möglichkeit besteht immer, aber ... ich weiß nicht wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass man mit einem Flugzeug abstürzt, aber man fliegt ja trotzdem und sagt, ›das ist eine Statistik, mich trifft es nicht‹. Also da mache ich mir jetzt überhaupt keine Gedanken und wenn ich mir jetzt Gedanken machen müsste, eben, wenn du jetzt sagst, fast fünfzig Prozent der Ehen werden wieder geschieden, dann sage ich, ›ja okay, das Glas ist halb voll oder halb leer, ich gehöre zu den anderen fünfzig Prozent.‹«

entsprechend inszeniert (vgl. Weibel 2016). Die Traufrage, die die Zivilstandsbeamten in diesem Rahmen an die Brautleute richten, lautet schlicht: »Frau [Vorname Name], möchten Sie mit Herrn [Vorname Name] die Ehe eingehen?« (H04/K) Im Fall einer Partnerschaftsbeurkundung lautet die Frage: »Frau [Vorname Name], ich richte an Sie die Frage, wollen Sie mit Frau [Vorname Name] die Partnerschaft eintragen lassen?« (H13/S) Mit den Jaworten auf diese Frage versprechen sich die heiratenden Paare formell die rechtliche Verbindlichkeit einer ehelichen Gemeinschaft bzw. Lebensgemeinschaft. Mit diesem Akt auf dem Zivilstandamt geht aber *kein* Versprechen von Dauerhaftigkeit einher, da zivilrechtlich die Möglichkeit besteht, sich jederzeit wieder scheiden zu lassen. Seit der Liberalisierung des Scheidungsrechts ist der freie Wille der Ehegatten nicht mehr nur für die Eheschließung (vgl. Art. 102 Abs. 2 ZGB), sondern auch für die Ehescheidung ausschlaggebend. Die Eheleute können heute ohne Angabe von Gründen gemeinsam⁹ die Scheidung verlangen: »Hat sich das Gericht davon überzeugt, dass das Scheidungsbegehrten¹⁰ [...] auf freiem Willen und reiflicher Überlegung beruh[t] [...], so spricht das Gericht die Scheidung aus« (Art. 111 Abs. 2 ZGB). Dabei verdeutlicht das Wegfallen der Notwendigkeit einer Begründung des Scheidungsbegehrten, dass die Scheidung nicht mehr im Ermessen eines Gerichts liegt. Insofern ist heute nicht nur das Eingehen, sondern auch das Scheiden einer Ehe ein *allerpersönlichster* Schritt, der von den *überpersönlichen* Instanzen des Staates zu vollziehen, nicht aber zu beurteilen, geschweige denn zu verhindern ist. Entsprechend gibt eine Heirat keine institutionelle, überpersönliche Sicherheit mehr, oder wie es Lena sagt, »schützt die Heirat nicht« vor der Enttäuschung durch eine Scheidung.

Angesichts dieser heute fehlenden institutionellen Garantie von Dauerhaftigkeit einer Ehe durch die erleichterte Scheidung bedarf es eines zusätzlichen, persönlichen Ehevorsprechens, um sich die Verbindlichkeit der rechtlich eingegangenen Gemeinschaft explizit auch hinsichtlich deren Dauer *für immer* zu versprechen. Wie die reformierte Theologin Sabine Müller Jahn feststellt, sei »das Bedürfnis der Paare, über die gesetzlich gegebenen Inhalte hinaus einander etwas zu versprechen«, groß (Müller Jahn 2017: 307). Den zeremoniellen Rahmen für diese zusätzlichen persönlichen Trauversprechen bieten traditionell die Kirchen, sie werden heute vermehrt aber auch von freien Ritualgestalter:innen und den Zivilstandsämtern angeboten. Von den Paaren in meinem Sample haben sieben eine zusätzliche kirchliche Trauzeremonie und drei eine freie Zeremonie gewählt, zwei Paare haben ihre zivile Partnerschaftsbeurkundung durch persönliche Bekennnisse zueinander erweitert und ein Paar hat die persönlichen Bekennnisse in die Feier der Hochzeit eingebaut. Dies verdeutlicht, dass die Heirat für viele Paare weit mehr bedeutet als eine rechtlich anerkannte Unterschrift auf dem Zivilstandamt. Für viele geht es bei der Heirat vor allem darum, sich vor den versammelten Angehörigen zueinander zu bekennen und sich im Rahmen einer Zeremonie ein persönliches Commitment

⁹ Will nur eine Person die Scheidung, kann diese nach zwei Jahren Getrenntleben auf die Scheidung der Ehe klagen, ebenfalls ohne Angabe von Gründen (vgl. Art. 114 ZGB).

¹⁰ Indem sich das Gericht allein am freien Willen der Eheleute orientiert, wird bezeichnenderweise nicht mehr von einer *Scheidungsklage*, sondern von einem *Scheidungsbegehrten* gesprochen. Damit ist das »bloße Begehrten« der Eheleute, dem um 1900 noch Grenzen gesetzt werden sollten, heute rechtlich verankert (vgl. Arni 2004: 76).

zu machen.¹¹ Diese emotionale, allerpersönlichste Dimension der Trauung wird im Folgenden in den Blick genommen, einerseits anhand der während der Trauzeremonien konkret zueinander gesprochenen Worte der Brautleute und der von den Ritualgestalter:innen und Pfarrer:innen unterschiedlich formulierten Traufragen; andererseits anhand der Darstellung dieser persönlichen Bekenntnisse in den Interviews. In diesen feierlichen Trauzeremonien, die von den Paaren ebenso wie von den zuschauenden Angehörigen meist als *emotionalste Momente* des Hochzeitstages erlebt werden, wird von den Brautleuten explizit gemacht, welche Bedeutung sie dem Schritt der Heirat persönlich beimesse und wie sie das Ideal der lebenslangen Dauer der Ehe gegenüber dem Ideal der emotionalen Qualität der ehelichen Beziehung gewichten.

Wie die Analyse dieser *allerpersönlichsten* Momente der Trauung zeigt, weist der Schritt der Heirat heute eine beträchtliche Bedeutungsvielfalt auf: Weiterhin ist da das klassische, an einem katholischen Eheverständnis angelehnte Trauversprechen, mit dem sich die Brautleute explizit versprechen, einander zu lieben und zu achten und einander treu zu sein, zu jeder Zeit und solange sie leben (Kapitel 7.2.1). Dann gibt es einen zweiten Typus von Bekenntnissen, die anstelle des Versprechens einen Wunsch oder eine Bereitschaft formulieren, damit aber die eheliche Gemeinschaft ebenfalls in die Ewigkeit des *Für immer* entwerfen (Kapitel 7.2.2). Ein dritter Typus verzichtet schließlich nicht nur auf die Form des Versprechens, sondern bezieht zudem das im Rahmen der Trauzeremonie gemachte Bekenntnis weniger auf die eheliche Zukunft als vielmehr auf die bisher gelebte Beziehung. Zentral für die Heirat ist hier nicht ein dauerhafter Zukunftsentwurf, sondern die Unterstreichung der Bedeutung der gemeinsamen Geschichte und die Betonung der Tragfähigkeit der bisherigen Beziehung. Aufgrund dessen ist eine Heirat für diese Paare überhaupt vorstellbar geworden, wobei die Dauerhaftigkeit der ehelichen Beziehung bewusst offenbleibt (Kapitel 7.2.3).

7.2.1 Ein Versprechen für immer: Zu jeder Zeit werde ich dich lieben und dir treu sein

Drei heterosexuelle Paare geben sich im Rahmen ihrer kirchlichen Trauzeremonien ein klassisches Eheversprechen. Dieses Versprechen variiert leicht in der Formulierung der Traufragen bzw. der selbst gesprochenen Traugelüde, hat aber immer den gleichen Inhalt. So fragt der katholische Pfarrer von Jasmin und Janik: »Versprechen Sie, in guten Zeiten und in schlechten Zeiten, in Gesundheit und Krankheit, ihr die Treue zu halten und sie zu lieben und zu achten, so lange Sie leben?« (Ho6/J). Der reformierte Pfarrer von Fabienne und Felix fragt: »Versprichst du ihm Treue in guten und in schweren Zeiten, in Gesundheit und Krankheit, willst du ihn lieben und achten, bis dass der Tod euch scheidet?« (Ho5/F). Und während der reformierte Pfarrer von Caterina und Christian seine Hand über die verschränkten Hände der sichtlich bewegten und aufgeregten Brautleute

¹¹ Ein zeremonieller Rahmen wird insbesondere dann gesucht, wenn es um mehr geht als nur darum, sich vor dem Gesetz verbindlich zueinander zu bekennen, sondern sich darüber hinaus, mit Gottes Hilfe und der Kraft des besonderen Rituals, ein Versprechen für die Zukunft zu machen. Von verschiedenen Personen wird die zusätzliche Performativität und Funktion des kirchlichen/freien Rituals, das im Nachhinein besonders wirkungsvoll sein soll, betont.

hält, sagen diese zueinander: »Ich verspreche dir Liebe und Treue in guten wie in schlechten Tagen, in Gesundheit und Krankheit. Ich will dich lieben, ehren und achten, an allen Tagen meines Lebens« (Höf/C). Auf diese Versprechen von ewiger Liebe und Treue durch die Brautleute folgt der Trausegen. Der reformierte Pfarrer von Fabienne und Felix sagt: »Gott gebe zu eurem Wollen das Vollbringen«, während der katholische Pfarrer von Janik und Jasmin erklärt: »Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.« Unabhängig von den unterschiedlichen Eheverständnissen von reformierter und katholischer Kirche, die in diesen Formulierungen zum Ausdruck kommen, dient der Trausegen in beiden Fällen dazu, die individuellen Versprechen der Brautleute zusätzlich zu bekräftigen, indem sie mit dem Willen bzw. der Kraft Gottes verbunden werden.¹² Diese religiöse Rahmung ihres persönlichen Versprechens ist für die einzelnen Brautleute je nach ihrem Bezug zur Kirche unterschiedlich bedeutungsvoll. Für Caterina und Christian ist wesentlich, sich nicht nur persönlich lebenslange Liebe und Treue zu versprechen, sondern diesen ewigen Bund auch durch Gottes Willen zu besiegen. Sie wünschen sich deshalb von ihrem Pfarrer, dass er ihrem Eheversprechen ein zusätzliches Gewicht verleiht:

»Ihr zwei, liebe Caterina und lieber Christian, ihr wollt diese Worte heute hören am Tag eurer Hochzeit: ›Die Liebe erträgt alles, glaubt alles, hofft alles und hält allem stand.‹ Ihr nehmt das sehr ernst [...] und wir wünschen euch, dass euch das Wort auch trägt. Dass euch die Liebe trägt, dass die Liebe von euch wirklich nie an ein Ende kommt. Ihr habt euch noch ein anderes Wort gewünscht, das ich als Pfarrer euch sagen soll an eurer Hochzeit. Ein Wort, das ich nicht sagen würde, würde ich nicht darum gebeten. Aber

12 Gemäß der Interpretation der reformierten Theologin Sabine Müller Jahn ist eine Trauung in einer reformierten Kirche weder ein kirchenrechtlich verbindlicher Akt noch ein Sakrament wie im katholischen Eheverständnis. Auch sei wesentlich zu verstehen, dass es sich bei dem Trauversprechen um einen gegenseitigen Ehekonsens zwischen den Brautleuten handle, es also weder Gott noch der Kirche gegeben werde. Nach reformiertem Verständnis geht es bei dem zusätzlichen Trauversprechen nach der zivilen Trauung vor allem um »die Vertiefung der Qualität« (Müller Jahn 2017: 307). Entsprechend diesem Verständnis des Trauversprechens als persönlichem Akt hat der reformierte Trau-/Segnungsgottesdienst aus Müller Jahns Sicht hauptsächlich die Aufgabe, durch »Versprechen, Segen, Fürbitte und Verkündigung [...] dem Paar und der Gemeinde die Zuversicht und das Zutrauen [zu schenken], dass Leben zu zweit gelingen kann. Wir stellen uns dabei unter die Obhut Gottes und vertrauen auf seine Gnade« (ebd.: 309). Gegenüber diesem (progressiven) reformierten Verständnis erhebt die katholische Kirche einen größeren Anspruch auf die Trauung. Nicht nur erfolgt diese nach eigenem katholischem Kirchenrecht, die katholische Trauung ist zudem ein Sakrament, sprich, sie begründet einen *heiligen* Bund in Analogie zum Bund zwischen Jesus und der Kirche. Für diesen heiligen Bund ist bis heute keine Scheidung vorgesehen und eine zivile Scheidung wird seitens der katholischen Kirche nicht anerkannt. Trotz dieses Anspruchs der katholischen Kirche auf eine überpersönliche Deutung der Eheschließung und der expliziten Erwartung lebenslanger Treue stehe auch im katholischen Verständnis der Trauung kein »moralischer Appell an die Eheleute im Vordergrund, sondern die Zusicherung Gottes« (Liturgisches Institut 2022). Wie es in den Dokumenten zur Trauung auf der Webseite des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz heißt, sollen die Brautleute nach der Vermählung mit folgenden Worten bestärkt werden: »Er ist treu. Er wird zu euch stehen und das Gute, das er begonnen hat, vollenden« (ebd.).

euch ist auch dieses Wort ernst: [...] ›Was Gott verbindet, soll der Mensch nicht scheiden. [...] Weil ihr euch das Wort gewünscht habt, das man heute in der Regel nicht einmal mehr bei einer Hochzeit gerne hört, verstehe ich das so, dass ihr glaubt, dass [...] es Gottes Plan mit euch ist, dass ihr zueinander gehört, dass es Gott ist, der euch zusammengeführt hat [...]. Ich wünsche euch von Herzen, dass euch gelinge, was ihr euch vornehmt, was ihr euch wünscht. Mit Gottes Segen und seinem Beistand und mit seiner Liebe zu euch, die euch durchs Leben tragen wird, durch gute und schwere Zeiten und ihr euch in seiner Liebe auch aufgehoben fühlen dürft. Amen.‹

Dem reformierten Pfarrer von Caterina und Christian ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass bei allem Willen und aller Ernsthaftigkeit des Brautpaars nicht garantiert werden kann, dass ein Ehebund in der heutigen Zeit *für immer* Bestand hat. Aus reformierter Perspektive kann ein Eheversprechen gebrochen werden, weswegen die Formulierung »was Gott verbindet, soll der Mensch nicht scheiden« im reformierten Traugottesdienst unüblich ist und, wie der Pfarrer betont, von vielen Paaren nicht mehr gewollt wird. Denn die mit der Trauung ausgedrückten Hoffnungen und Versprechen können enttäuscht werden und auch diese mögliche Entzweiung einer in Liebe geschlossenen Ehe soll durch die ewige Liebe Gottes getragen werden. Entsprechend komme aus Sicht der Theologin Müller Jahn dem Trau- und Segnungsgottesdienst die Aufgabe zu, die »Brüchigkeit« (Müller Jahn 2017: 307) einzuordnen, die jedem Trauversprechen innewohne:

»Das Versprechen ist eine Absichtserklärung. Es drückt ein Bestreben aus, nicht aber eine Erfüllungsgarantie. [...] Trotz unseren Bemühungen entziehen sich Versprechen jeglicher Machbarkeit. Eine Ehe ist nicht pures Können und Machen, sondern in erster Linie ein Geschenk. Im Versprechen schenkt und verspricht sich das Paar sich selbst.« (Ebd.)

In dieser Einordnung des Trauversprechens und insbesondere des Segenzuspruchs sieht Müller Jahn denn auch den Mehrwert der kirchlichen Trauung gegenüber dem zivilstandsamtlichen Akt. Mit der Segnung und den Fürbitten wird das *allerpersönlichste* Trauversprechen unter eine *überpersönliche*, göttliche Wirkmacht gestellt: »Wer sich unter den Segen stellt, spricht ein grosses ›Trotzdem‹ gegen alle Lebenserfahrung und -befürchtung. Nämlich: Es kann gelingen! Das scheint nicht gerade viel zu sein und ist vielleicht doch das Entscheidende« (Müller Jahn 2017: 308). Aus dieser Sicht können und dürfen die Heiratenden in ihren Absichten und Bestrebungen scheitern, denn das Vollbringen ihres mit der Heirat ausgedrückten Willens liegt nicht allein in ihren Händen. Vielmehr »sind und bleiben [die Heiratenden, FW] auf Gottes Gnade und Wirken angewiesen« (ebd.). Entsprechend ruft der reformierte Pfarrer im Trausegen von Fabienne und Felix die göttliche Kraft an, die helfen soll, den Willen des Paares zu vollbringen.

Aufgrund des Wissens um die Ungewissheit der Vollbringung des auf ewige Dauer ausgerichteten Eheversprechens bieten reformierte Theolog:innen auch unterschiedliche zeitliche Formulierungen für die Traufragen an. Eine solche Relativierung des Eheversprechens empfindet Felix allerdings als problematischen Ausdruck der heutigen Zeit

und kritisiert, dass sie auswählen konnten, wie verbindlich und dauerhaft das Versprechen von Treue formuliert sein soll:

»Wir konnten wählen ‚bis dass der Tod euch scheidet‘ oder das andere wäre glaub gewesen ‚so lange eure Liebe währt‘. Und ich meine, also ich finde das schade. Das ist wie: ›Ja, solange ihr euch gern habt, sollt ihr verheiratet sein und nachher macht, was ihr wollt.‹« (Felix)

Felix und Fabienne haben sich bewusst für die erste Formulierung entschieden, denn sie verstehen ihr Jawort zueinander nicht konditional, sondern absolut. Die Möglichkeit einer zukünftigen Scheidung wird von ihnen nicht mitgedacht. Für sie bedeutet die Heirat, dass sie sich nach zehn Jahren Beziehung verbindlich und dauerhaft festlegen. Wie Fabienne im Interview erklärt, bedeuten ihre Jaworte auf die Traufragen des Pfarrers, dass »wir ewig zusammenbleiben werden und füreinander schauen werden«. Weder sie noch Felix lassen Zweifel daran aufkommen, dass sie »den Rest des Lebens zusammen verbringen« werden. Aus der Sicht von Felix und Fabienne haben ihre Jaworte in der Kirche denn auch »nicht etwas Spezielles ausgelöst« (Fabienne), denn das Versprechen, das sie sich in der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche gegeben haben, das »haben wir auch schon vorher praktiziert« (Fabienne). In diesem Sinne sei ihr Trauversprechen »verbindlich, aber auch nichts Neues« (Felix). Wichtiger als eine bestärkende Wirkung für ihre zukünftige eheliche Gemeinschaft war für dieses Paar, das Versprechen durch den kirchlichen Rahmen nun auch noch vor allen Angehörigen und dem weiteren Umfeld zu machen. Für sie sei, sagt Fabienne, das »der Witz« an der Heirat, dass man das persönliche Versprechen zueinander, das schon länger gelebt wird, nun öffentlich macht, »dass man das eben zelebriert und feiert«. Das mache, wie sie betont, ihr Versprechen aber »nicht mehr oder weniger verbindlich«. Für Felix und Fabienne ist ihr Versprechen losgelöst von der performativen Kraft der religiösen Eheschließung, denn wie beide betonen, haben sie auch so die Überzeugung, dass sie für *ewig zusammenbleiben*. Eine solche innere Überzeugung bringt auch Caterina zum Ausdruck, wenn sie auf meine Frage nach der Möglichkeit einer Scheidung ihrer Ehe mit Bestimmtheit sagt:

»Nein, das gibt es nicht. Warum sollte man sich scheiden lassen? Sich zu lieben ist eine Entscheidung. Du hast dich entschieden, dass du diese Person liebst. Und dann musst du jeden Tag etwas dafür machen und nicht erst wenn die Probleme kommen. Du musst schauen, dass die Probleme erst gar nicht kommen.« (Caterina)

Diese beiden Paare stellen das künftige Einhalten ihres Eheversprechens als eine Frage ihres Willens dar. Wer sich nach reiflicher Überlegung und jahrelanger Beziehung für eine Heirat entschieden und sich vor den Augen der versammelten Gemeinschaft und Gott verbindlich festgelegt hat, lässt sich, so die Überzeugung der beiden Paare, nicht scheiden. Damit vertreten diese beiden Paare eine weitaus absolutere Haltung als die reformierte Kirche, in der sie getraut wurden. Dies mag auch daran liegen, dass es sich bei beiden Paaren um gemischtkonfessionelle Paare handelt, also von Seiten von Caterina und Felix auch das katholische Verständnis des heiligen Bundes der Ehe in die Interpretation der Heirat einfließt.

Nicht ganz so ausgeprägt ist dieses Vertrauen in das eigene Vermögen bei Jasmin und Janik, die sich im Rahmen einer katholischen Trauzeremonie ebenfalls ein verbindliches Versprechen von ewiger Liebe und Treue gegeben haben. In der Darstellung von Jasmin gibt es auch Raum für eine gewisse Sorge und Unsicherheit, wie sich ihre eheliche Beziehung in der Zukunft wohl entwickeln wird. Entsprechend hat Jasmin den Moment, als ihr Ehebund vom Pfarrer im Namen Gottes für alle Ewigkeit geschlossen wurde, als sehr kraftvoll und eindringlich erlebt. Sie hatte sich eigentlich nicht »wegen des Glaubens« für eine katholische Trauzeremonie entschieden, empfindet die religiöse Rahmung ihres Eheversprechens im Nachhinein aber als eine wichtige »Bestärkung«, die sie und Janik in Zukunft darin unterstützen soll, das gegebene Versprechen auch wirklich halten zu können:

»Wenn du vom Pfarrer hörst, ›was Gott geschlossen hat, soll der Mensch nicht trennen‹, dann geht das schon noch recht rein und du denkst, ›doch, das gibt dir jetzt nochmal Kraft und das wird bei gewissen Sachen sicher nochmal mehr halten‹. Vielleicht ist es eine Einbildung, aber wenn das schon so bisschen verankert ist, scheint mir das auch nochmal zusätzlich gut [...]. Es gibt die Hoffnung, dass vielleicht in dem Moment, in dem du in der Beziehung mal nicht mehr weiterkommst, dass du dich vielleicht auch an das erinnerst.« (Jasmin)

Für Jasmin steht nicht in Frage, dass auch sie und Janik den Willen haben, ihr Versprechen für immer einzuhalten. Für sie liegt aber eine gewisse Unsicherheit darin, ob sie auch in schwierigen Zeiten genug Kraft haben werden, das Versprechen zu halten. Das Festhalten am Versprechen von ewiger Liebe und Treue ist für Jasmin im Unterschied zu den anderen beiden Paaren damit nicht nur eine Frage des Willens, sondern auch des Könnens und beide Aspekte, der Wille und das Können, werden aus Jasmins Sicht durch den gewichtigen Moment in der Kirche gestärkt. Durch das zusätzliche religiöse Gewicht wird die kirchliche Trauung zu einem Moment, der »anders in Erinnerung bleibe« als das vorgängige Unterschreiben auf dem Standesamt (Jasmin). Insofern ist die zusätzliche Zeremonie, in der sich das Paar die lebenslange Liebe und Treue verspricht, für Jasmin nicht nur ein Akt, bei dem nach außen kommuniziert wird, was nach innen bereits mit Sicherheit gegeben ist. Vielmehr liegt darin auch eine performative Kraft, die nach innen bekräftigt und stärkt, was als Sehnsucht vorhanden, aufgrund der Möglichkeit, dass man *in der Beziehung nicht mehr weiterkommen* kann, aber auch ungewiss ist.

7.2.2 Eine Absichtserklärung, aber kein Versprechen: Ich will dich ein Leben lang lieben

Neben diesen klassischen Trauversprechen ist es, wie im Folgenden gezeigt wird, inzwischen üblich geworden, im Moment der Trauung zwar einen lebenslangen Zukunftsentswurf für die Paarbeziehung zu formulieren, dies aber nicht in Form eines Versprechens zu tun. Vielmehr wird die mit der Heirat verknüpfte Hoffnung, sich für immer zu lieben und lebenslang zusammenzubleiben, als Wille oder als Bereitschaft ausgedrückt und auf ein explizites Versprechen verzichtet. Exemplarisch für diese Modifikationen der klassischen Trauversprechen stehen die freie Trauzeremonie von Elias und Ewa, die katho-

lische Trauung von Kathi und Konradin und der reformierte Segnungsgottesdienst von Andrea und Anja. In allen drei Fällen wird die Formulierung der Traufragen bzw. der persönlichen Traugelüde modifiziert, um nicht zu versprechen, was sich aufgrund der Unberechenbarkeit der Liebesgefühle aus Sicht dieser Paare nicht versprechen lässt. Statt der Frage, ob sich die Brautleute *versprechen*, sich für immer zu lieben, wird hier gefragt, ob sie *gewillt* bzw. *bereit* seien, sich für immer zu lieben. Dabei sei das Jawort, das sich Elias und Ewa nach zehnjähriger Beziehung im Rahmen der freien Trauzeremonie gegeben haben, nichts Neues, wie beide betonen. Vielmehr sei das Ja zueinander »schon die ganzen zehn Jahre« (Elias) da gewesen. In diesem Sinne sei das Bekenntnis zueinander, wie Elias fortfährt, nicht »so speziell gewesen und hat für mich auch nichts geändert. Es war einfach ein Zeichen nach außen, dass wir das wollen«. Es ging ihnen deshalb nicht darum, sich »nach zehn Jahren nochmal [...] irgendwie etwas groß zu versprechen« (Elias). Vielmehr wollten sie sich nun »vor allen das Jawort geben« (Ewa) und dieses nach außen gerichtete Bekenntnis mit einer großen Hochzeit feiern. Die Traufragen für die Zeremonie konnte das Paar im Vorfeld »mitformulieren« und mit der Ritualgestalterin »besprechen« (Elias). Aus dieser Absprache ergab sich folgende Frage, die die Ritualgestalterin Elias und Ewa vor allen Anwesenden stellte: »Ewa, willst du Elias für immer lieben, achten und für ihn da sein, wann immer er dich braucht?« (H09/E) Mit ihrem darauffolgenden Ja hat Ewa ihren Willen geäußert, Elias für immer zu lieben, sie hat es aber nicht versprochen. Durch das Beibehalten der Ewigkeitsformulierung *für immer* handelt es sich dabei zwar nur um eine geringfügige Modifikation der klassischen Traufrage, gleichwohl ist sie wichtig für Ewa, da auch sie, bei allem derzeitigen Willen, nicht sicher versprechen könne, was in Zukunft passieren werde:

»Ich habe nie das Gefühl gehabt, dass ich mit ihm auseinandergehen werde [...] aber natürlich, es kann jeden Moment irgendetwas sein und das haben wir auch schon erlebt. Paare, die wirklich zehn, zwölf Jahre zusammen sind, bei denen aber plötzlich die Liebe weggeht. Mit dem muss man rechnen, mit dem muss jeder rechnen. [...] Die Hochzeit bedeutet jetzt nicht- [...] ja, man kann sich ja scheiden lassen, das ist mir schon klar [...]. Man geht ja nicht irgendwie einen Vertrag ein, der einen dann daran hindert, seine Emotionen irgendwie auszuleben. [...] Aber ich habe das Gefühl, dass das bei uns nicht so ist. Mal schauen ((lacht)), bis jetzt hat es gehalten.« (Ewa)

Ewa hat zwar das starke Gefühl, dass sie und Elias zusammenbleiben werden, räumt aber gerade mit Blick auf andere Paare ein, dass es auch bei ihnen sein könnte, dass *die Liebe plötzlich weggehen* könnte. Trotz dieses Realismus orientiert sich Ewa letztlich an ihrem gegenwärtigen Gefühl und zeigt sich sehr zuversichtlich, dass ihr mit der Heirat nach außen bekräftigter Wille, einander für immer zu lieben, bestehen bleibt. Zum Ausdruck bringt das nicht zuletzt das Lied, das sie für Elias geschrieben hat und das im Anschluss an das Jawort und den Ringtausch zum Abschluss ihrer Trauzeremonie gespielt wird. Dort heißt es: »I will be forever yours, you will be forever mine. At least I hope it'll stay like this, till the end of time« (H09/E). Mit dieser Formulierung der ewigen Zusammengehörigkeit als Hoffnung wird deutlich, dass es keine Sicherheit ist, sondern ein expliziter Wille und Wunsch.

Eine ähnliche Bedeutung wie Ewa schreibt auch Kathi ihrer Heirat zu. Im Unterschied zur katholischen Trauung von Janik und Jasmin werden Kathi und Konradin von ihrer Theologin während ihrer katholischen Trauung nicht gefragt, ob sie sich lebenslange Liebe und Achtung versprechen. Stattdessen wird nach ihrer Bereitschaft zur Ehe gefragt:

»Konradin, ich frage dich, bist du bereit die Ehe mit deiner Braut Kathi im Vertrauen auf Jesus Christus einzugehen, sie zu lieben und zu ehren, die schönen, aber auch die schwierigen Momente im Leben mit ihr zu teilen und ihr treu zu sein, dein Leben lang?« (Ho4/K)

Das Jawort auf die Frage nach der Bereitschaft, den heiligen Bund der Ehe zu schließen, impliziert zwar eine ewige Bindung und Liebe, denn wie die Theologin sagt, haben sich Kathi und Konradin durch ihre Jaworte »fürs Leben miteinander verbunden« (Ho4/K). Die von der Theologin gewählte Formulierung der Traufragen fordert von den beiden aber kein explizites Versprechen von lebenslanger Liebe. Auch wird der Segen für den ehelichen Bund von Kathi und Konradin nicht durch die Worte, *was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen*, beschlossen, wie das bei der katholischen Trauung von Jasmin und Janik der Fall war. Insofern würde eine eventuelle Scheidung von Kathi und Konradin keinen Bruch mit einem während der Trauung gegebenen Versprechen darstellen. Sollten sie sich nicht ein Leben lang lieben, dann ändert dies nichts daran, dass sie bereit waren, dies zu tun, als sie den heiligen Bund der Ehe schlossen. Die Bereitschaft und der damit einhergehende Wille, sich ein Leben lang zu lieben, lässt aus Kathis Sicht Raum für die Möglichkeit, dass man irgendwann sagt, »ich spüre es nicht mehr, die Liebe«. Dieses Weggehen der Liebe, das Kathi ebenso wie Ewa in ihrem Bekanntenkreis beobachtet hat, könnte auch ihr und Konradin passieren. Wobei Kathi zugleich betont, dass sie nicht davon ausgeht. Im Gegenteil:

»Ich hätte nie ja gesagt, wenn ich nicht davon ausgehen würde, dass wir lange zusammenbleiben. Aber wenn es dann mal nicht so ist, dann müssen wir halt darüber reden. [...] Ich glaube, es ist jetzt auch kein Drama [...] ich meine, es kann ja mit allem passieren [...]. Ich habe einfach oft das Gefühl, die Leute sperren sich so ein mit dem Ewigkeitsgedanken. ›Was, du willst jetzt heiraten?‹ Also das habe ich wirklich öfter gehört: ›Bist du dir denn sicher? Bist du nicht nervös?‹ [...] Muss ich sagen nein und ich glaube einfach aus dem Gedanken, dass es für mich schon fix ist und eine Bedeutung hat und alles, aber trotzdem, wenn es dann halt so wäre, wäre ich mir auch nicht böse. [...] Ich mach das jetzt, denn ich weiß es jetzt nicht besser. [...] Wenn ich es in zehn Jahren wieder besser weiß, dann mache ich es halt wieder anders. Das ist für mich kein Grund zum Panik kriegen und kalte Füße, ›oh, es ist eine Ewigkeit‹. Oder eben dann die Unsicherheit und hundert Stunden lang zu überlegen, was wäre, wenn er mich nicht mehr lieben würde.« (Kathi)

Obwohl sich Kathi und Konradin im Rahmen einer katholischen Trauung das Jawort gegeben und ihrer Ehe damit einen sakralen Charakter verliehen haben, räumt Kathi die Möglichkeit ein, dass sie nicht für immer in diesem Bund der Ehe zusammenbleiben könnten. Anstatt ihre Heirat als verbindliches Versprechen von ewiger Liebe zu verste-

hen, ist sie vielmehr überzeugt, dass solch starre Ewigkeitsentwürfe hinderlich seien, um überhaupt eine Ehe einzugehen. Einerseits könne man sich durch den Anspruch, sich für die Ewigkeit festlegen zu müssen, nie genug sicher fühlen, um sich für eine Heirat zu entscheiden. Andererseits findet sie es nicht sinnvoll, auf eine Heirat zu verzichten, nur weil das Risiko besteht, dass die andere Person eine:n einst nicht mehr lieben wird. Insofern ist die Eheschließung für Kathi zwar verbindlich und bedeutungsvoll, aber die Richtigkeit der Heirat misst sich nicht daran, ob der Ehebund tatsächlich ein Leben lang halten wird. Die Richtigkeit liegt vielmehr in der Bereitschaft, sich auf eine Lebensgemeinschaft einzulassen:

»Grundsätzlich ist es einfach ein Ja zueinander. Dass wir füreinander da sein wollen, egal was kommt. [...] Für mich ist es wirklich ein Ja gewesen dazu, dass wir das jetzt definitiv machen [...]. Du weißt nie, was im Leben passiert, und das ist so die Konstante, die bleiben soll.« (Kathi)

Auch wenn es für Kathi kein Versprechen geben kann, dass sie für immer zusammenbleiben werden, so geht mit der Heirat dennoch die Hoffnung und auch die Erwartung einher, dass das Ja zueinander eine Konstante im Leben von Kathi und Konradin sein wird. Der Wille, füreinander da zu sein, soll bleiben. Insofern bedeutet ihr Ja in der katholischen Kirche die Bereitschaft, den dauerhaften Bund der Ehe mit einem unbedingten Willen, nicht aber mit einem Versprechen einzugehen. Denn Kathi weiß nicht, was in zehn Jahren ist, und sollte ihre Erwartung einer dauerhaft glücklichen und beständigen Liebe einst enttäuscht und ihre Ehe auf dem Zivilstandsamt geschieden werden, dann würde sie es nicht bereuen, die *Verbindung fürs Leben* hoffnungsvoll gewagt zu haben.

Das Spannungsverhältnis zwischen der Unsicherheit, ob sich die Lebensgemeinschaft als dauerhaft erweist, und dem Wunsch, sich gleichwohl verbindlich auf eine solche Lebensgemeinschaft festzulegen, kommt auch in Andreas Worten zum Ausdruck: »Wir meinen das ja schon ernst. Ich mein, ob wir es schaffen, ist eine andere Sache, oder? Aber wir wollen ja schon zusammenbleiben und das ist schon ein cooles Versprechen, oder? Das ist halt nicht ohne.« Obwohl Andrea hier von einem Versprechen spricht, haben sie und Anja sich in dem reformierten Segnungsgottesdienst kein klassisches Trauersprechen gegeben. Vielmehr hat jede im Vorfeld der Hochzeit ein individuelles Bekenntnis formuliert und dieses im Rahmen des reformierten Segnungsgottesdienstes vor all ihren Angehörigen vorgetragen. Insbesondere für Anja seien, wie sie sagt, »Worte wichtig und darum mussten es die richtigen Worte sein für sie«. Dabei richtete sich Anjas Bekenntnis nicht nur an Andrea, es adressierte zugleich auch die anwesenden Leute und sollte diesen, wie sie sagt, Folgendes vermitteln: »Hört, ich bin glücklich mit dieser Frau und ich möchte bis an mein Lebensende, wenn es möglich ist, mit dieser Frau zusammenbleiben« (Anja).

Neben der Botschaft nach außen sehen Anja und Andrea in diesem Moment der Trauung auch eine wesentliche Wirkung für ihre zukünftige Beziehung. Denn dieses Bekenntnis vor allen anderen sei nicht nur dann, »wenn du das dann so hörst in der Kirche mit diesem ganzen Drumherum«, eine »besondere Sache« (Andrea). Vielmehr glaubt Andrea, dass das Bekenntnis »im Nachhinein eigentlich noch besonderer« ist: »Danach ist es eigentlich erst wichtig, oder? Und das wird es immer sein, diese Sätze, die wir da ge-

sagt haben. Das ist im Nachhinein glaub ich noch viel mehr wert, als in diesem einen kleinen Augenblick« (Andrea). Mit der Vermutung, dass das im Moment der Trauung gemachte Bekenntnis zueinander vor allem in der gemeinsamen ehelichen Zukunft von Bedeutung sein wird, verweist auch Andrea auf die performative Kraft des Traurituals. Gerade weil sich kein Paar hundertprozentig sicher sein kann, ob sich die mit der Heirat ausgedrückte Hoffnung auf eine dauerhafte Liebe erfüllen wird, erscheint es Andrea wie Jasmin wesentlich, im Moment der Trauung einen solchen Zukunftsentwurf zu machen. An diesen soll sich das Paar im Verlauf der Ehe erinnern, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit erhöhe, dass das Paar an dem einstigen Bekenntnis zueinander festhalten könne. Ein Zukunftsentwurf erfülle sich also eher, wenn er im Moment der Trauung gemacht und mit besonderen, rituellen Mitteln bestärkt wird, als wenn von vornherein auf einen Zukunftsentwurf verzichtet würde. Dabei sei für das spätere Erinnern nicht nur das *allerpersönlichste* Bekenntnis zueinander, sondern auch die *überpersönliche* Rahmung durch das kirchliche Zeremoniell und die Anwesenheit des sozialen Umfeldes wichtig, wie auch Andrea sagt: »Ich meine, wir hätten uns das auch auf irgendeinem Berg alleine sagen können, aber es war klar, es muss irgendwie eine besondere Sache sein.«

Damit der Moment der Trauung zu einem besonderen Erlebnis wird, an den sich die Paare in der Zukunft erinnern können, werden selbst die standardisierten Eheschließungen und Partnerschaftsbeurkundungen auf dem Zivilstandamt emotional inszeniert (vgl. Weibel 2016). Gleichwohl sind es aus der Sicht der Heiratenden die Kirchen, die für die *überpersönliche* Bekräftigung des *allerpersönlichsten* Bekenntnisses im Moment der Trauung am besten geeignet sind. Dabei sind die Theolog:innen, mit denen ich im Rahmen meiner Forschung im Austausch war, überzeugt, dass kirchliche Zeremonien nicht nur deshalb gewählt werden, weil Kirchen besonders schöne Bühnen für die Inszenierung der Hochzeit bieten. Gemäß der Einschätzung des Theologen David Plüss wollen die Paare gerade auch die Pfarrer:innen und »Gott als die grösstmögliche Öffentlichkeit«. Das heißt, sie wollen nicht nur vor ihrem sozialen Umfeld, sondern »vor dem grösstmöglichen Auditorium zu dieser Beziehung stehen«. Wie Plüss vermutet, verbinde sich damit »wirklich die Hoffnung, dass das Stabilität und Schutz gibt, dass es der Beziehung guttut, wenn diese Dimension noch dazukommt«.¹³ Diese Einschätzung wird dadurch untermauert, dass in der Gruppe der Paare, die ihre Heirat als Bekenntnis zu einer möglichst dauerhaften Liebe und Treue verstehen, der Anteil der zusätzlichen kirchlichen Trauzeremonien sehr hoch ist. Umgekehrt zeigt sich, wie im Folgenden deutlich wird, dass die Paare, die ihr Bekenntnis zueinander im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Fällen nicht auf die Dauer ihrer Gemeinschaft beziehen wollen, also bewusst auf die Formulierung »für immer« verzichten, keine kirchlichen Trauhandlungen gewählt haben und mehrere Heiratende ganz auf zusätzliche rituelle Handlungen verzichtet haben.

¹³ Zu dieser Einschätzung kommt Prof. Dr. David Plüss im Anschluss an eine Präsentation meiner Forschungsarbeit im Forschungskolloquium »Gegenwartsliturgik« an der Universität Bern, 18. Oktober 2016. Ich danke an dieser Stelle ihm sowie Katrin Kusmierz, Kirsten Jäger und Sabine Müller Jahn für den produktiven Austausch und das Einverständnis, Teile aus dieser auf Tonband aufgenommenen Sitzung in meiner Interpretation zu verwenden.

7.2.3 Ein Bekenntnis zueinander: Weil sich die Beziehung als schön und beständig erwiesen hat

Für Moritz und Marcel war es wichtig, dass sie während der zivilstandsamtlichen Partnerschaftsbeurkundung in Anwesenheit ihrer Familien und Freund:innen einige persönliche Worte aneinander richten konnten. Dabei ging es »nicht darum zu sagen, wir bleiben, bis dass der Tod uns scheidet, zusammen«, wie Marcel sagt. Vielmehr war für ihn zentral, Moritz in dem Moment der staatlichen Partnerschaftseintragung zu sagen, »was ich dabei fühle«. Der Fokus der beiden lag somit darauf, einander und den Anwesenden mitzuteilen, »was uns in dem Moment bewegt« (Marcel). Entsprechend haben sie auch keine Bekenntnisse vorbereitet und diese vorgetragen, sondern sich dafür entschieden, etwas Spontanes zu sagen:

»Es ging mir darum, die Emotionen auszudrücken und Moritz zu sagen, warum mir das wichtig ist, dass wir das machen und warum ich grade mit ihm auch zusammen sein will. Ich glaub, das ist wichtiger als irgendwas zu versprechen. Also uns war es wichtiger ((lacht)).« (Marcel)

Statt Moritz ein Versprechen für die Zukunft zu machen, wollte Marcel vielmehr ausdrücken, dass sich ihre bisherige Liebesbeziehung für ihn als derart tragfähig erwiesen hat, dass er – entgegen seinen Zweifeln gegenüber der Praxis des Heiratens – nun an den Punkt gekommen ist, an dem er bereit ist, mit Moritz eine Lebensgemeinschaft einzugehen. Denn im Unterschied zu Moritz habe es einige Zeit gedauert, bis Marcel genug Sicherheit in der Beziehung gesammelt hatte, um sich für eine Heirat entscheiden zu können:

»Ich habe mir das auch schon recht früh vorstellen können, aber war mir noch nicht so ganz sicher. Vielleicht wollte ich einfach auch mehr Erfahrung noch in unserer Beziehung sammeln [...]. Ich glaube, das ist auch eher so ein diffuses Gefühl gewesen, so im Sinne von ›soll ich das jetzt schon machen?‹ und so ein bisschen die Sorge, ›was wenn es dann vielleicht doch schief geht?‹ Ich hab dann aber einfach über die Jahre, die wir jetzt auch zusammen sind, ich mein, wir haben auch Hochs und Tiefs miteinander durchgestanden und das sind dann auch Erlebnisse, bei denen sich dann zeigt, ob es hält ((lacht)). Und irgendwann bin ich dann zu einem Punkt gekommen, dass ich mir gedacht hab, ›warum eigentlich nicht?‹.« (Marcel)

Wie in den Ausführungen von Marcel deutlich wird, brauchte er vor der Heirat genügend Erfahrungen in der Beziehung und die Gewissheit, dass die Beziehung Hochs und Tiefs erträgt. Denn auch Marcel verbindet mit der Heirat die Hoffnung, dass es nicht *schiefgeht* und zu einer Trennung kommt. Oder wie er es formuliert:

»Eben die gemeinsame Zukunftsperspektive, das ist schon eine wichtige Basis [...] das gehört dazu, dass ich mir vorstellen kann, auch wirklich lange mit Moritz zusammen zu sein. Das muss ich auch sehen können.« (Marcel)

Dass er diese Zukunft nun sehen kann, drückt Marcel dadurch aus, dass er sich für den Schritt der Verpartnerung entschieden hat. Sich über diesen Schritt hinaus zusätzlich etwas zu versprechen ist für Marcel überflüssig.

Auch für Moritz ging es bei den spontanen Worten auf dem Zivilstandamt darum, zum Ausdruck zu bringen, »was wir aneinander haben, wie wir uns lieben«. Durch diese spontanen Gefühlsäußerungen und subjektiven Bezugnahmen auf ihre bisherige Liebesbeziehung entstand eine intensive Atmosphäre auf dem Zivilstandamt, die sowohl für die zuschauenden Gäste und die Zivilstandsbeamtin wie auch für das Brautpaar sehr bewegend und rührend war (vgl. Vignette 7). Als »intensivster Moment« des Hochzeitstages beschreibt Moritz die Situation auf dem Zivilstandamt, »weil man sagt sich das nicht so oft« und »es fühlt sich toll an, diese Verbundenheit und dieses bestätigt zu wissen, so den anderen bei sich zu haben«. Unerwartet war dabei für Moritz, dass sich auch in diesem kaum zeremoniell angereicherten Moment auf dem Zivilstandamt eine starke performative Kraft entfaltete, wie das ansonsten vor allem kirchlichen Trauhandlungen zugeschrieben wird: »Ich dachte, die [Hochzeitspaare, FW] spinnen alle, wenn man dann sagt, irgendwas verändert sich da. Ich glaub, man kann das auch gar nicht so beschreiben, aber es verändert sich wirklich was« (Moritz). Was sich verändere, sei das Gefühl von Zusammengehörigkeit. Mit der Heirat festigen und vertiefen Moritz und Marcel ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, koppeln diese Festigung aber nicht an ein Versprechen von ewiger Dauer. Denn wie Moritz sagt, wäre es naiv zu denken, man könne die andere Person mit einer Hochzeit an sich binden. Allerdings haben sie im Verlauf ihrer bisherigen Beziehung »so viel Gemeinsames und Schönes entdeckt« (H14/M), dass beide sich eine gemeinsame Zukunft vorstellen können, und eben diese durch die bisherige Paargeschichte gereifte Vorstellung drückt ihre Heirat aus.

Noch weitaus weniger klar war die Frage der Heirat im Fall von Rahel und Richard. So hätten sie »beide immer gesagt, wir wollen eigentlich nicht heiraten« (Richard). Als Richard Rahel nach vierjähriger Beziehung trotzdem mit einem romantischen Heiratsantrag überrascht, löst dies bei Rahel einen schwierigen Entscheidungsprozess aus (vgl. Kapitel 4.3). Denn Rahel kann, mehr noch als Richard, nichts mit dem der Ehe inhärenten Ideal von ewiger Liebe anfangen. Richard schildert den Unterschied zwischen seiner und Rahels ehekritischen Haltung im Interview so:

»Sie hatte sehr damit [mit der Vorstellung zu heiraten, FW] zu kämpfen. [...] Das bedeutet halt nach wie vor immer noch sehr viel, bis der Tod euch scheidet [...]. Und sie wollte das nicht, denn es ist schwierig, sich einem Menschen auf ewig zu versprechen und zu versprechen, ihn ewig zu lieben und was heißt das denn überhaupt und so. Sie ist ein sehr ehrlicher Mensch. Ich auch, aber ich habe gedacht ‚Doch! Das ist gut, es passt‘. Und bei ihr kamen da vielleicht noch bisschen mehr Zweifel. Nicht wegen mir, sondern einfach allgemein: ‚Woher wissen wir, dass es immer so gut sein wird und was passiert, wenn man sich einmal in einen anderen Menschen verliebt?‘ Was absolut möglich ist. Aber ich bin da vielleicht ein bisschen hinterfragend.« (Richard)

Aufgrund dieser ausgeprägten Zweifel von Rahel am klassischen Versprechen der Ehe und auch aufgrund von Richards Auffassung, dass ein solches Versprechen für die Ewigkeit ehrlicherweise nicht möglich ist, stellt sich die Frage, welche Bedeutung Rahel und

Richard, die letztlich dennoch heirateten, ihrer Trauung zuschreiben und inwiefern ihre Vorbehalte gegenüber der Heirat in den Bekenntnissen zum Ausdruck kommen, die sie sich im Rahmen der freien Trauzeremonie machten. Denn trotz ihrer kritischen Haltung war es für Rahel und Richard zugleich wichtig, ihre Eheschließung nicht nur pragmatisch, etwa im Sinne einer rechtlichen Absicherung auf dem Zivilstandamt zu vollziehen, sondern diese zusätzlich durch eine freie Hochzeitszeremonie mit ihren Angehörigen und Freund:innen auch emotional und rituell zu zelebrieren.

Die freie Zeremonie von Rahel und Richard wird von der Ritualgestalterin mit Antoine de Saint-Exupérys Worten »Liebe besteht nicht darin, dass sich ein Paar in die Augen schaut, sondern zusammen in die gleiche Richtung« eröffnet (Ho3/R). Nach der Begrüßung der Anwesenden und einer Vorstellung von Rahel und Richard lädt die Ritualgestalterin die Angehörigen ein, dem Paar persönliche »Segens- und Glückwünsche« zu überbringen, denn auf ihrer »Lebensreise braucht ihr beiden den Segen und die Unterstützung eurer Lieben« (Ho3/R), wie die Ritualgestalterin an das Paar gewandt erklärt. Anschließend wird das Brautpaar aufgefordert, zusammen mit ihren Trauzeug:innen nach vorne zu kommen: »Rahel und Richard, ihr wünscht euch eine Hochzeitszeremonie, in der ihr euch mit dem Ringwechsel das zusagt, was euch beiden für den gemeinsamen Lebensweg, die gemeinsame Lebensreise wichtig ist« (Ho3/R). Die beiden individuellen Bekenntnisse, die sich Rahel und Richard im Anschluss an diese Rahmung durch die Ritualgestalterin gegenseitig machen, waren nicht abgesprochen und drücken entsprechend ihre unterschiedlichen Interpretationen der Heirat aus. Richard sagt zu Rahel: »Du bist der Mensch, mit dem ich meine kleine Welt auf dieser großen Welt auch zukünftig teilen möchte. [...] Ich möchte an deiner Seite ums Leben kämpfen. Wirbel von Emotionen und große Entdeckungen machen. Und deshalb schenke ich dir heute meine kleine Welt« (Ho3/R). Als Symbol für seinen Willen, sein Leben auch in Zukunft mit Rahel zu teilen, schenkt Richard ihr eine kleine Weltkugel. Er knüpft damit an die reformierte Interpretation an, wonach das gegenseitige Anvertrauen durch die Heirat als Geschenk zu verstehen sei. Dieses große Geschenk, das Richard Rahel mit der Heirat macht, stellt Rahel im Interview wie folgt dar: »Er schenkt sich nicht als Person, aber er schenkt, was er hat, was er kennt, was er spürt. Er gibt es mir. Es bedeutet mir viel [...] und die Metapher habe ich auch wunderschön gefunden.« Während Richard sein Leben zukünftig mit Rahel teilen möchte, weil er zur Überzeugung gekommen ist, dass es mit Rahel gut ist und für ihn passt, er also eine klare Zukunftsvision für ihre Beziehung zum Ausdruck bringt, blickt Rahel in Form eines Gedichts auf die gemeinsame Zeit zurück. In mehreren Versen trägt sie Richard und der anwesenden Hochzeitsgesellschaft vor, was sie »Schönes zusammen erlebt haben« (Rahel). Zwischen den Versen habe sie, wie sie später im Interview erzählt, immer wieder gesagt: »Ich möchte weiterhin solche Momente mit dir erleben. Aber nicht ›auf ewig und immer‹, sondern einfach jetzt. Ich finde es schön, wie es jetzt ist, und es ist klar, ich hoffe auch, dass es so schön bleibt. Aber niemand weiß es und ich selbst auch nicht« (Rahel). Diese Hoffnung, dass ihre Beziehung weiterhin schön bleibt, und zugleich das ehrliche Eingeständnis, auch nach der Heirat nicht zu wissen, ob es schön bleiben wird, formuliert Rahel während der Trauzeremonie so: »Von ganzem Herzen hoffe ich, dass mehrere Verse noch dazu kommen werden zu diesem Gedicht, das schon sehr farbig ist. [...] Ich wünsche dich an meiner Seite, heute, morgen und für ein paar Jahre« (Ho3/R). Damit bleibt Rahel, selbst im Moment der

Trauzeremonie und vor den Augen und Ohren der versammelten Hochzeitsgesellschaft ihrer Haltung der Offenheit und Ungewissheit, was in Zukunft kommen wird, treu. Aus Gründen der Ehrlichkeit kann und will sie Richard nichts versprechen. Auch wenn Rahel aufgrund ihrer bisherigen »einzigartigen Geschichte« (Ho3/R) als Paar die Hoffnung und den Wunsch ausdrücken kann, dass Richard weitere Jahre an ihrer Seite sein wird, ist für sie zentral zu betonen, dass diese Heirat für sie kein Versprechen ist: »Es gibt kein jetzt für immer. Es ist so, jetzt, heute, niemand weiß, was in einer Woche passiert« (Rahel). Dementsprechend spricht auch die Ritualgestalterin nicht von einem Versprechen, als sie das Paar zum Ringwechsel auffordert: »Eure Worte haben wir vernommen und bezeugt. Lasst den Worten Taten folgen und bringt eure Absichten mit dem Ringwechsel in die Sichtbarkeit, ins Offenbare, Offensichtliche« (Ho3/R). Im Interview angesprochen auf die Worte, die sie sich während der Trauzeremonie zugesagt haben, beschreibt Richard ihr Bekenntnis so:

»Sie hat mir gesagt, dass sie weiterhin mit mir Zeit verbringen möchte ((lacht)). Aber sie hat jetzt zum Beispiel kein Versprechen auf Gedeih und Verderb äh auf Ewigkeit oder so gemacht. Das definitiv nicht. Aber das wussten wir, das wollten wir auch nicht. Aber einfach so ein relativ lockeres Zugeständnis ans Gegenüber, dass war es von uns beiden eigentlich so, denk ich.« (Richard)

Ob es für Richard, der Rahel mit seiner kleinen Welt immerhin »einen Teil« von sich »übergeben« hat (Richard), ausreichend ist, dass ihre Heirat nicht mehr als ein *relativ lockeres Zugeständnis* zueinander bedeutet, bleibt offen. Im Interview bezeichnet er ihre Bekenntnisse zueinander jedenfalls als »stimmig« und als weiteres Zeichen dafür, dass sie sich gut ergänzen.

Etwas anders verhält sich das im Fall von Daniela und Deborah. Bei ihnen kommt bereits aufgrund ihrer Positionierungen gegenüber der Scheidung eine paarinterne Differenz in der Interpretation der Heirat zum Ausdruck (vgl. Kapitel 7.1). Die beiden haben sich für eine zeremoniell angereicherte Partnerschaftsbeurkundung auf dem Zivilstandamt entschieden und wie Daniela im Interview berichtet, sei es für sie »schon ein bisschen verletzend«, dass Deborah in ihrem persönlich vorgetragenen Bekenntnis explizit auf ein klassisches Trauersprechen verzichtet hat. Während aus Danielas Sicht genau dieses Versprechen fehlte, »wie es kirchlich gemacht wird, in guten und in schlechten Zeiten, bis dass der Tod uns scheidet« (Daniela), war für Deborah ausgeschlossen, ihre Heirat an ein solches Versprechen zu binden:

»Ich habe ehrlich gesagt, auch wenn ich dich heirate, ich schwöre nie auf ewig. Ich werde das Wort nie über die Lippen bringen, dass ich dich auf ewig heiraten will. Genau gleich hat unser Standesbeamter das nicht zu sagen. Ich finde, es ist nichts für ewig. Und trotzdem kann ich sagen, ich habe die Vorstellung, dass wir auch in dreißig Jahren noch zusammen aufm Balkon sitzen und Zeit zusammen genießen. Ob es so sein wird, weiß ich nicht. Im Moment hat es gepasst und es passt auch jetzt.« (Deborah)

Wie in dieser Interviewpassage deutlich wird, geht es für Deborah ähnlich wie für Rahel um eine Frage der Ehrlichkeit. Da die Zukunft ungewiss ist, ist ein Versprechen von

Dauer nicht möglich. Ausgehend davon, dass es in der Gegenwart passt, kann Deborah allerdings sagen, dass sie die Vorstellung einer gemeinsamen Zukunft hat. Demgegenüber macht Danijela eine sehr viel größere Sicherheit ihrerseits geltend. Denn sie sieht in Deborah »die Person, von der ich sage, ich will mit ihr alt werden. Und wenn ich diesen Schritt gehe, dann bin ich mir da sicher« (Danijela). Aufgrund dieser eigenen Überzeugung empfindet sie von Deborahs Seite »einfach eine gewisse Unsicherheit«, denn für sie stellt sich damit die Frage, »wie lange dieser Abschnitt« der Heirat aus Deborahs Sicht dauern soll, wenn nicht für ewig? Deutlich zum Ausdruck kommtt hier ihr Bedürfnis, sich mit der Heirat verbindlich und dauerhaft festlegen zu wollen und nicht weiterhin *leichtsinnig* mit der Liebe umzugehen (vgl. Kapitel 7.1). Wie allerdings Deborahs Darstellung dieses Moments auf dem Zivilstandsam im Kreise ihrer beider Familien verdeutlicht, macht sie den Schritt keineswegs leichtsinnig. Der Unterschied zu Danijela besteht lediglich darin, dass sich Deborah in dem, was sie Danijela in eigenen, sorgfältig gewählten und vorgängig aufgeschriebenen Worten sagt, nicht auf ihre gemeinsame Zukunft, sondern ihre gemeinsame Vergangenheit bezieht – eine Vergangenheit, die sie beide aufs Zivilstandamt geführt hat und es ermöglicht, diesen »intimen Moment zwischen uns« (Deborah) auch mit den Familien zu teilen, was zuvor nie vorgekommen sei. Deborah beschreibt ihr Bekenntnis deshalb so:

»Es ist wirklich sehr umfangreich gewesen, wo man halt einfach auch das, was man erlebt hat, ein bisschen hat Revue passieren lassen und wo ich Dani auch danke gesagt habe, dass sie zu mir steht, zu unserer Liebe steht, auch wenn das nicht ganz einfach ist [...]. Und ich habe in diesem Moment auch ihrer Familie einfach danke gesagt, dass sie heute da sind und wir das sehr schätzen und dass das uns sehr guttut, dass sie da sind.« (Deborah)

Aus Deborahs Perspektive stand in diesem Moment auf dem Zivilstandamt im Vordergrund, dass sie diesen wichtigen Moment des gegenseitigen Bekenntnisses mit ihren Familien teilen konnten, was nicht selbstverständlich und entsprechend umso bedeutsamer war (vgl. Weibel 2021). Sie nutzte die Gelegenheit auf dem Zivilstandamt deshalb auch dafür, ihre Worte nicht nur an ihre Partnerin, sondern auch an deren Familie zu richten. Für Deborah steht in der Situation vor allem das Zusammenkommen von ihnen als Paar mit den beiden Familien im Zentrum und die Tatsache, dass alle »mitbekommen, was ja eigentlich etwas ganz Persönliches ist [...]. Das ist, glaube ich, so der erste Moment gewesen, in dem wir uns beide gegenüber beiden [Familien, FW] offen gezeigt haben.« Diese Ernsthaftigkeit und das Bekenntnis von Deborah zu ihr und ihrer Beziehung spürt Danijela im Moment auf dem Zivilstandamt, obwohl sie zugleich auch ein Gefühl der Verunsicherung und Verletzung empfindet. Aber zumindest im Moment auf dem Zivilstandamt hat es sich für Danijela »erfüllt« angefühlt:

»Klar kann ich nicht sagen, sie ist jetzt für immer mir. Aber einfach in diesem Moment ist sie mir gewesen, so nahe, so meins ((lächelt)), sage ich jetzt so. Nach dem Motto, ›das kann mir jetzt niemand mehr wegnehmen.. Was ja nicht stimmt, aber für diesen Moment war es einfach, ja, war sie mein.« (Danijela)

Danijela bringt hier eine Sehnsucht zum Ausdruck, die weiterhin viele, wenn auch nicht alle, die heiraten, teilen: die Sehnsucht, der oder die andere wäre für immer da, würde einen ewig lieben und immer zu einem gehören. Wie in Ewas Lied »I will be forever yours, you will be forever mine« (Ho9/E), das während ihrer freien Trauzeremonie gespielt wurde, oder in dem Lied, das während der katholischen Trauung von Janik und Jasmin stellvertretend für ihr persönliches Trauversprechen gesungen wurde: »Ich verspreche dir hier, dass das mit uns ewig bleibt; ich schwöre, du bist für immer« (Ho6/J).

Mit dem Ineinandergreifen von Liebe und Ehe im Konzept der Liebesehe geht somit weiterhin nicht nur das Risiko einer Scheidung, sondern auch die Sehnsucht nach dauerhafter Vereinigung mit der geliebten Person einher. Iris von Roten, eine Kritikerin der monogamen Konzeption der Liebesehe, bemerkte dazu: »Wo immer Liebe besteht, will sie ihr Objekt für alle Zeiten mit ›Leib und Seele‹ besitzen und auf diese Weise leiblich und seelisch eine Vereinigung bewirken. [...] Der lapidare mittelalterliche Vers ›Du bist min und ich bin din‹ sagt alles« (Roten 1996: 242). Ist dieses Verlangen in den Interviews und Trauversprechen weiterhin zu rekonstruieren, so haben die Interpretationen der hohen Scheidungsrate durch die heute heiratenden Paare zugleich deutlich gemacht, dass den meisten Paaren bewusst ist, dass die Heirat keine Sicherheit gibt. Unterschiedlich ist aber, wie sehr sich die Einzelnen der *Illusion* hingeben wollen, zu den Ehepaaren zu gehören, die mit Sicherheit bis ans Lebensende glücklich zusammenbleiben. Dies wirkt sich wiederum auf die Art und Weise aus, wie und ob sie ein Trauversprechen formulieren und welche Wirkungen sie von diesem *allerpersönlichsten* Bekenntnis vor Zeug:innen und vor *überpersönlichen* Instanzen erwarten. Typisieren lassen sich anhand meines Samples drei Formen von *allerpersönlichsten* Bekenntnissen, die im Rahmen der zivilen, kirchlichen oder freien Trauhandlungen gemacht werden: erstens das explizite, klassische Versprechen von lebenslanger Liebe und Treue, mit dem die Paare ihre Ehe bewusst von der Möglichkeit einer zukünftigen Scheidung abgrenzen. Zweitens die Bereitschaftserklärung und Willensbekundung, für immer zusammenzubleiben. Hier wird die Erwartung der Dauerhaftigkeit der Lebensgemeinschaft nicht als Versprechen, sondern unter der Berücksichtigung der Möglichkeit einer Scheidung als Hoffnung und Wunsch ausgedrückt. Auch wird die Scheidung von diesen Paaren weitaus weniger negativ bewertet als von den Paaren des ersten Typus. Ein dritter Typus von Bekenntnissen verzichtet schließlich auf Ewigkeitsformulierungen und betont vielmehr die gemeinsame Geschichte, die die Einzelnen zur Heirat bewogen hat und sie hoffen lässt, dass sich auch die Zukunft ihrer Paarbeziehung erfüllend und gemeinsam gestalten wird.

Vignette 7 »Schöne Emotionen«: Rührung auf dem Zivilstandsamt

Marcel und Moritz, gekleidet in identische, elegante Smokings mit pinken Fliegen und Einstecktüchern, steigen lachend aus einem winzigen Ford. Sie werden von zahlreichen Personen umringt, die aus einem alten Postautobus ausgestiegen sind. Auch sie tragen pinke Kleidungsstücke – eine Krawatte, eine Hose, eine Bluse oder ein Hutband. Die fröhliche Gesellschaft steht vor einer geschlossenen Tür, neben der ein Schild über die Öffnungszeiten des Zivilstandsamtes informiert. Es dauert einige Augenblicke, bis sich die Tür nach dem Klingeln von Marcel automatisch öffnet. Die vierzig Personen folgen den Männern in den ersten Stock des alten, schmalen Gebäudes. Dort trifft die Gesellschaft auf drei weitere geschlossene Türen, die in verschiedene Richtungen führen. Moritz klopft an die falsche Tür. Dies erklärt ihm eine Frau, die diese geöffnet hat und lachend auf eine andere Tür weist. Die richtige Tür ist in der Zwischenzeit von einer grauhaarigen Frau geöffnet worden. Sie trägt einen pinken Schal, lächelt und weist auf den lichtdurchfluteten Raum hinter ihr. Dort steht ein Tisch, davor vier Stühle, dahinter eine Stuhlreihe. Es dauert einen Moment, bis die zwei Bräutigame im Gedränge und Durcheinander auf die Frau aufmerksam werden, die offenbar die Zivilstandsbeamte ist. Als sich die Verwirrung auflöst, zieht die Hochzeitsgesellschaft scherzend und lachend in das in Weiß gehaltene Trauzimmer des kleinen Zivilstandamtes ein und füllt den Raum bis auf den allerletzten Stehplatz.

Nach einem kurzen Moment erwartungsvoller Stille, in dem alle Augen auf die Beamte gerichtet sind, sagt diese langsam und mit vielen feierlichen Pausen: »Wenn zwei Menschen beieinander sind, wenn sie einander in Liebe umarmen und die Zärtlichkeit des Herzens erfahren, dann wird das Leben ein Fest.« Damit ist das Verfahren der zivilrechtlichen Beurkundung eröffnet. Moritz und Marcel sitzen der Zivilstandsbeamte gegenüber und sind sichtlich aufgeregt. Sie halten sich an den Händen, links und rechts von ihnen sitzen ihre Trauzeuginnen. Nun erzählt die Zivilstandsbeamte eine Geschichte. Es geht darin um die Liebe, welche die untergehende Insel der Gefühle nicht verlassen will und im letzten Moment von der Zeit gerettet wird. Warum von der Zeit? Weil, so die Moral, »nur die Zeit verstehen kann, wie wichtig die Liebe im Leben ist«. Die Geschichte bewegt einige der Anwesenden zu Tränen. Taschentücher werden herumgereicht. Die beiden Männer schauen einander an, lächeln. Marcel fährt mit dem Daumen über die umschlossene Hand seines Partners. Die Zivilstandsbeamte erklärt, das Brautpaar werde nun »überrascht von ihren Trauzeuginnen, auch noch mit einer Einlage«. Die Trauzeugin von Moritz interpretiert eine im Kontext von Hochzeiten berühmt gewordene Weisheit von Antoine de Saint-Exupéry: »Die Erfahrung lehrt uns, dass die Liebe nicht darin besteht, dass man einander ansieht, sondern dass man gemeinsam in gleicher Richtung blickt.« Sie schließt ihre Ausführungen mit den Worten: »Sich etwas mehr anzuschauen könne durchaus auch nicht schaden.« Dies ruft schallendes Gelächter bei den Anwesenden hervor. Wiederum gerührt wird die Stimmung, als die zweite Trauzeugin ein Gedicht über Freiheit und Vertrauen vorträgt. Nun weint Moritz. Viele der Anwesenden haben feuchte Augen, teilen die spürbare emotionale Bewegtheit lächelnd. Die Zivilstandsbeamte bemerkt dann auch: »Schöne Emotionen.« Tatsächlich scheint der kleine Raum damit dicht gefüllt zu sein. Die Gefühle sind geradezu greifbar und werden nochmal potenziert, als im Anschluss an die Trauzeuginnen die beiden Bräutigame auf-

stehen und zueinander sprechen. Marcels Stimme ist bewegt, als er beschreibt, was sie beide alles verbindet. Um Fassung ringend sagt er: »Ich freu mich so, das weiter mit dir teilen zu können.« Das Brautpaar küsst sich, weitere Personen sind zu Tränen gerührt. Durch den folgenden Applaus und das Fenster, das von jemandem geöffnet wurde, entlädt sich die emotionale Spannung etwas.

Nach diesem persönlichen Moment auf dem Zivilstandamt übernimmt die Beamtin wieder, bittet das Brautpaar und die Trauzeuginnen aufzustehen, denn »jetzt kommt der ganz feierliche Moment«. Die Bräutigame halten sich und ihre jeweiligen Trauzeuginnen an den Händen. Die Beamtin richtet zunächst an Marcel, dann an Moritz die Frage: »Wollen Sie die Partnerschaft mit Herrn [Vor- und Nachname] mit Ihrem Jawort und Ihrer Unterschrift offiziell eintragen lassen, dann antworten Sie mit ja.« Nachdem beide die Frage mit Ja beantwortet haben, sagt sie: »Somit ist Ihre Partnerschaft mit der anschließenden Unterschrift eingetragen.« Die Hochzeitsgesellschaft applaudiert, es gibt Zwischenrufe und Gelächter. Die Zivilstandsbeamte insistiert darauf, »jetzt noch zu [...] dieser wichtigen Unterschrift« zu kommen. Denn ohne sie ist der zivilrechtliche Akt der Beurkundung, was die Anwesenden möglicherweise nicht wissen, nicht vollzogen. Moritz bittet um ein Taschentuch, seine Trauzeugin kramt in ihrer Tasche. Die Partnerschaftsurkunde, die von beiden Männern und der Zivilstandsbeamten unterschrieben wird, sieht nach einem völlig unspektakulären Formular aus. Nach diesen wichtigen Unterschriften küssen und umarmen sich die Männer innig. Erneut wird applaudiert und die Zivilstandsbeamte fragt, ob das Paar mit der Urkunde in den Händen ein »Erinnerungsfoto« machen möchte. Die Zivilstandsbeamte trägt ein weiteres Gedicht vor, das sie für das Paar herausgesucht hat. Es heißt »Nur für dich«. Zum Abschluss der Eintragung überreicht sie dem Paar den »Partnerschaftsausweis« und übermittelt ihre Glückwünsche. Die sichtlich berührte Hochzeitsgesellschaft begibt sich derweil in den Hinterhof. Als das Paar aus der Tür tritt, wird es von seinen Gästen mit Spalier und Seifenblasen empfangen, zwei Personen trällern die Melodie des Hochzeitsmarschs. Dann gibt es im Garten des Zivilstandamtes für alle ein Glas Sekt sowie gefühlvolle Umarmungen und herzlichste Glückwünsche für das strahlende und etwas erschöpfte wirkende Brautpaar.

